Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Coeur sticht.

Lose Karten aus verbotenen Spielen

von

[Reinhold]

Aemil Kindt.

Als die Göttin der Wahrheit zum erstenmal unter das Maskengewühl der Erde stieg und sich mit nachdenklichem Lächeln die Schellenkappe aufsetzte, an dem Tage entstand — die Satire.

Zweite Auflage.

[1886]

Berlin.
Richard Eckstein Nachfolger
(Carl Hammer).

Einleitung.

Am Fenster schüttelte der Novemberwind zornig die Jalousieen und fuhr zeitweilig in pfeifenden Stößen um den Dachfirst des Hauses. Im Zimmer drinnen, wo wir saßen, war es desto heimlicher. Auf dem eichengeschnitzten Tisch hielt der bronzene Cyklop die runde Gasglocke, deren ruhiges Licht mit den lebhaften Zügen meiner Freundin stark kontrastierte, und drüben auf dem Büffet summte der Samowar.

Sie war nicht mehr jung, diese Freundin. Ach nein! Ihr Haar war schon hier und da von zarten Silberstreifen durchzogen und ihre Haltung hatte wenig mehr an sich von jener Elastizität, welche den ‚Tagen der Rosen' eigentümlich ist.

Ich kannte sie schon lange, die Frau Eva mit den klugen, weltweisen Augen und mit dem leichten überlegenen Lächeln in ihrem feinen gedankenvollen Gesicht. Sie lebte in der großen Welt und machte ein Haus. Ich besuchte sie häufig. Am liebsten kam ich des Abends, wo sie keinen jour fix hatte. Dann nahm ich den Thee bei ihr und wir plauderten unbeengt von den konventionellen Schranken viel Freimütiges über das Leben da draußen

und über die Leidenschaften, welche die Gesellschaft bewegen. Auch gern verweilte sie bei dem Kapitel der Ehe, aus dem sie eigenartige pessimistische Anschauungen geschöpft zu haben schien, die sie, ohne meinen Widerspruch anzuerkennen, in ihrer lebendigen, geistvollen Art verfocht.

Wollten wir aber unserer philosophischen Neigung keine Konzessionen machen, dann fanden wir uns nach dem Thee bei einer kleinen Unterhaltung zusammen, welche meine Freundin unserer lieben deutschen Muttersprache zum Trotz soixante - six nannte und in der sie Meisterin war.

Auch heut saßen wir bald in die Karten vertieft, als Frau Eva zu Anfang einer Partie deckte, deren Trumpf Coeur bildete.

— Sie werden kaum gewinnen, bemerkte ich, da meine sechs Blätter zusammen nur funfzehn Points zählten.

Sie geriet in Eifer: Ich halte jede Wette!

— Ich acceptiere!

Der letzte Stich fiel und meine Partnerin hatte Partie und Wette verloren. Sie warf mir einen liebenswürdig schmollenden Blick zu.

— Und womit soll ich meine verscherzte Wette bezahlen?

Mir kam ein Gedanke, den ich in letzter Zeit oft gehabt hatte.

— O, rief ich, wenn Sie, werteste Frau, mir aus dem Schatz Ihrer reichen Erlebnisse und Betrachtungen eine Reihe kleiner Geschichten erzählen wol-

ten, welche zu unseren philosophischen Diskussionen gleichsam eine Art praktischen Beleges bieten, dann machten Sie mich in der That sehr glücklich!

Meine Freundin blickte einen Moment sinnend zur Erde.

— Und zu wieviel solcher Skizzen verurteilen Sie mich?

Ich dachte an die Zahl der Points, durch die ich gewonnen hatte.

— Zu fünfzehn, erwiderte ich kühn.

— Eh bien, sagte sie nach kurzer Pause und streckte mir über den Tisch ihre schmalen Finger herüber. Ich werde versuchen, die Wette einzulösen! — — —

Als Frau Eva nach vier Wochen ihre letzte Erzählung beendet hatte, küßte ich ihr dankbar die Hand.

— Sind diese Geschichten wahr? fragte ich.

Ein unsagbar spöttischer Zug flog um ihren Mund, so daß ich schnell fortfuhr:

— Um Vergebung, ich bin ein Thor. Aber ich werde diese Geschichten veröffentlichen, damit ihre Lehre noch Anderen zu Nutzen wird!

Meine Freundin war Feuer und Flamme.

— Und wie würden Sie den Titel wählen?

Ich besann mich kurz.

— Ein Coeurspiel hat die Erzählungen in die Welt gerufen, und so halte ich es für das beste, man nennt sie — Coeur sticht!

Frau Eva nickte mir Beifall.

Qui pro quo.

In dem Abendzuge, welcher von S. nach Berlin fuhr, saß auf den weichen Polstern eines Coupés II. Klasse der Professor Arnold. Dieser Herr befand sich in der angenehmsten Gemütsverfassung der Welt, denn nach einer dreitägigen leidigen Geschäftsreise, die ihm manchen Ärger bereitet, war er auf dem Punkt, in die Heimat und in die weichen Arme seiner liebenswürdigen Gemahlin zurückzukehren.

Als der Zug dahinbrauste, vorüber an winterlich beschneiten Fluren, unter deren trügerischer Hülle der nahe Lenz keimte, da fiel dem Professor ein, während sein Blick draußen über die Landschaft streifte, welche Ähnlichkeit sein eigenes Leben mit diesem Naturbilde habe. Auch unter seinem Haupt, das die Last von zweiundfünfzig Jahren und der Ernst der Wissenschaft mit dichtem Reif bestreut hatten, war in der Stunde ein neuer Frühling aufgegangen, wo er vor acht Monaten ein junges angebetetes Weib als seliges Eigentum über die Schwelle seines Hauses führte.

Der Mann mit den schlichten Zügen und der Denkerstirn lächelte stolz, er wußte, wie glücklich er

war, und ihm im Ohr summten die Goetheschen Verse: ‚Unter Schnee- und Nebelschauer rast ein Aetna Dir hervor'.

Ja, er fühlte, was die Leidenschaft, deren Theorieen er oft scharfsinnig nachzuspüren liebte, in der realen Praxis zu bedeuten hatte.

Und dann dachte er daran, daß sein stilles Heim nach der Hochzeit wie mit Zauberschlag durch Annas gefällige Kunst sich zum Mittelpunkt eines lebensfrohen Kreises gewandelt habe und mit welcher Virtuosität ihr despotisches Köpfchen es verstand, die heterogensten Elemente zu größter Behaglichkeit zu verbinden.

Der Professor, je länger er über das Glück philosophierte, dem er entgegeneilte, um so ungeduldiger wurde er. Obwohl der Train pfeilschnell dahinglitt, für die Sehnsucht eines verliebten Ehemannes hätte er getrost seine Geschwindigkeit verdoppeln können.

Endlich aber gellte der bekannte Pfiff, der die Station meldet, und zwei Minuten später rollte die ächzende Lokomotive in die imposante Glashalle des Bahnhofs ein.

Der Professor sprang aus dem Coupé, warf sich in eine Droschke und fuhr nach seiner Wohnung.

Unterwegs freute er sich bei dem Gedanken, daß er seine Frau überraschen werde, denn eigentlich hatte er erst mit dem Nachtzuge kommen wollen.

Als der Wagen hielt, lohnte der Gemahl den Kutscher ab und eilte die Treppe empor, die nach

seiner Etage führte. Dort angelangt, zog er einen Drücker aus der Tasche, öffnete behutsam das Schloß und trat in den Korridor.

Hier brannte die Lampe, wie alle Abende, und dem Professor fiel es auf, daß der Eindruck dieser stillen Leuchte ein überaus traulicher sei.

Das Mädchen war jedenfalls fortgeschickt, denn man hörte in der Küche drüben keinen Laut.

Auf den Zehenspitzen näherte sich nun der Herr des Hauses dem Wohnzimmer.

— Was sie sagen wird, wenn ich ihr als ein deux ex machina so unerwartet um den Hals falle! —

Leise, ganz leise, mit größter Vorsicht ist er den langen Korridor immer weiter gegangen, bis er vor der Thür steht, hinter welcher sich um diese Stunde seine Gattin der Lektüre der neu eingegangenen Bücher zu widmen pflegt.

In dem Augenblick werden drinnen zwei Stimmen hörbar, diejenige der Frau Professor und eine andere männliche, welche der draußen stehende Gemahl nicht gleich erkennt.

— Fatal! murmelt er, jetzt darf man nicht einmal die Freude des Wiedersehens ungestört genießen. Der Besuch hätte doch wahrhaftig auch zu besserer Zeit kommen können. Wer ist denn dieser Störenfried?

— Der Professor wird sehr ärgerlich und in dem Groll, seine Überraschung vor der Hand vereitelt zu sehen, neigt er sich zürnend zum Schlüsselloch, um den zu ermitteln, der ihn um einen solchen Genuß brachte.

Im Zimmer ist es wieder ganz still geworden, aber der Professor sieht noch immer durch die kleine Öffnung.

Dieselbe bietet freilich nur ein beschränktes Gesichtsfeld dar, aber was er in diesem engen Rahmen wahrnimmt, muß sehr interessant sein, denn seine Augen klammern sich an das Bild dort, als hätten sie noch nie in ihrem Leben ähnliches gesehen.

Vor Frau Anna, welche auf einem Stuhl sitzt und deren hübsche lebensvolle Züge, der Thür zugewendet, deutlich ins Licht treten, kniet die Gestalt eines Mannes, die sich infolge der mangelhaften Perspektive nicht identifizieren läßt.

Und jetzt neigt sich die Gemahlin herab und sie spricht etwas sehr Liebevolles ohne Zweifel, denn sie lächelt anscheinend recht zärtlich dabei.

Der Professor ist von seinem Beobachtungsposten zurückgetaumelt.

Er lehnt sich gegen die Flurwand und streicht mit der Hand über sein Gesicht, als wolle er sich überzeugen, daß er nicht träume.

Nein, er träumt nicht, es ist Wirklichkeit, was er soeben sah, nackte, jammervolle Wirklichkeit!

Aber der Mann der Wissenschaft ist kein Held. Sonst würde er dort hineinstürzen und den anderen niederschlagen.

Der Gemahl der schönen Frau ist nur ein harmloser Philosoph mit einem bescheidenen, kindlich-keuschen Gemüt, den die Wahrnehmung eines so unerwarteten, frevelhaften Ereignisses nicht zur Wut entflammt,

sondern in bestürzter Ohnmacht zu Boden drückt und bis in das Innerste hinein erzittern macht.

Halb betäubt und vollkommen hilflos, von der höchsten Stufe der seligsten Erwartung bis zum tiefsten Abgrund des treulosesten Verrates herabgeschleudert, wankt der Professor aus seiner Wohnung. Er muß ins Freie, er muß Luft haben.

Unten auf der Straße, da irrt er kreuz und quer und versucht sich in seinem Kopfe die ungeheure Sache zurechtzulegen, die ihm sein klares Denken verwirrt.

So ist er nach langem Umherschweifen mechanisch wieder auf den Weg nach seinem Hause zurückgelangt.

Plötzlich prallt er gegen eine Gestalt, die mit hastigen Schritten dahergestürmt kommt.

Der Professor schaut auf.

— Leopold!

— Guten Abend, Herr Professor, guten Abend!

Leopold will weiter, aber der andere hält ihn zurück.

Hier hat ihm das Schicksal einen Mann in den Weg geworfen, den er hochschätzt, einen Sohn seines verstorbenen Jugendfreundes, einen Mann, dem er rückhaltlos vertrauen kann und der seinem Herzen nahe steht. Leopold ist ein talentvoller junger Staatsbürger, sein Genie hat ihn in die diplomatische Laufbahn getrieben und er hofft Carriere zu machen.

— Schenke mir ein halbes Stündchen, bittet der Professor mit gepreßter Stimme; es hat sich etwas Schreckliches ereignet.

Leopold betrachtet den Sprechenden erstaunt einen Moment, dann wird sein Blick unruhig, die nervöse Erregung des Professors hat ihn angesteckt.

— Kommen Sie drüben in das Café, dort spricht sich's besser!

Der Gemahl der treulosen Frau folgt willenlos.

Und wie sie nun an einer der spiegelbekleideten Wände sitzen, wo ein glattgescheitelter Wiener Garçon nach ihren Befehlen frägt, schöpft der Professor tief Atem und dann erzählt er erst stockend und abgerissen, zuletzt aber mit logischem Zusammenhang und verzweifelter Klarheit. Endlich ist er fertig.

— Nun, was sagst Du?

Das Gesicht des hoffnungsvollen Diplomaten scheint in diesem Augenblick um wenige Nuancen bleicher, sonst ist es, wie immer, vollkommen unbewegt.

— Eine Teufelsgeschichte, lieber Professor! — Leopold drückt seinem vis-à-vis die Hand.

— Was soll ich thun, was meinst Du?

— Ja, richtig, was sollen Sie thun, das ist hier die Frage!

Der teilnehmende Jüngling bestellt einen Cognac, den er blitzschnell hinabstürzt, und schließlich sagt er, seine stattliche Figur aufrichtend:

— Ich meine, Herr Professor, daß ein Irrtum Ihrerseits nicht absolut ausgeschlossen ist. Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Es haben sich schon ganz andere Dinge im Leben am Ende recht harmlos aufgeklärt. Aber nehmen wir einmal an, Sie haben mit Ihrer Vermutung recht, dann erübrigt

für Sie nur Eins, daß Sie sich nämlich bei allernächster Gelegenheit einen besseren Beweis verschaffen, und, was Sie übrigens schon heut hätten thun sollen, durch Ihren Zutritt die Schuldigen entlarven.

— Diese Gelegenheit ist vorüber, stöhnte der Professor, sie wird nicht wiederkommen! —

— Bitte, fuhr Leopold fort und strich seinen eleganten Schnurrbart, den die Damen an ihm bewunderten. Bitte, sagen Sie das nicht. Ich erlaube mir einen Vorschlag. In wenigen Tagen schützen Sie abermals eine Reise vor. Sie kehren, genau wie heut, ein gutes Teil zeitiger, als Sie annoncieren, zurück. Ist Frau Anna schuldig, so wette ich zehn gegen eins, daß sie um dieselbe Zeit, wie vorhin, wo sie den Gemahl noch weit entfernt vermutet, wiederum ihrem stillen Vertrauten Audienz erteilen wird. Diesmal aber bleiben Sie natürlich nicht draußen stehen, sondern treten näher und handeln als Mann. Wenn Sie es wünschen, begleite ich Sie!

Der Professor hatte aufmerksam zugehört, und dachte nach.

— Das ist ein vortrefflicher Plan, sprach er kopfnickend, er macht Deiner Kunst alle Ehre. Wohlan! ich will ihn ausführen. Ich muß Sicherheit haben, koste es, was es wolle. An dieser Ungewißheit gehe ich zu Grunde! Deine Begleitung nehme ich mit Dank an! —

— Gut. Doch werden wir uns über die Zeit einig. Morgen ist Mittwoch, da teilen Sie Ihrer Frau mit, daß Sie Donnerstag verreisen müßten und erst

Freitag zurückkehren. Donnerstag Abend jedoch, sagen wir, Punkt dreiviertel sieben, treffe ich Sie hier in diesem Lokal, wir gehen geräuschlos in Ihr Haus und präcise sieben Uhr öffnen Sie die Thür Ihres Wohnzimmers. Was dann geschieht, lieber Professor, das werden wir ja an Ort und Stelle weiter sehen. Sind Sie damit einverstanden?

— So sei es, erwiderte dieser und starrte finster zur Erde.

Der junge Diplomat stand auf und nahm seinen Hut. Er bestellte in Eile einen zweiten Cognac, den er ebenso blitzschnell hinabgoß.

— Und jetzt, lieber Professor, gehen Sie. Es ist die Zeit, wo Sie eigentlich von S. hier eintreffen wollten. Gehen Sie heim, thun Sie allen Groll von sich und schauspielern Sie ein Wenig! Also auf Donnerstag. Bis dahin leben Sie wohl! —

Und der Professor ging nach Haus, als ob er direkt vom Bahnhofe käme, und drückte seine junge Frau ans Herz, aber über dieser Komödie war es ihm, als sollte er den Verstand verlieren. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Donnerstag Abend, zur festgesetzten Stunde trafen sich die beiden Männer im Café und schüttelten einander die Hände.

Der Professor sah schlecht aus, an solche Campagnen war er nicht gewöhnt. Leopold dagegen repräsentierte das Bild vollkommenster Gesundheit.

— Seit heute früh, begann Anna's Gemahl tonlos, bin ich für meine Frau verreist. Ich habe sie voll-

kommen sicher gemacht. Sie erwartet mich erst morgen. Bist Du bereit?

— Gehen wir, lieber Professor! — — — — —

Es fehlten nach Leopold's Chronometer noch drei Minuten zu sieben, als die zwei Herren an der Entréthür standen, die zu des Professors Wohnung führte, und dieser, wie neulich, leise den Drücker ins Schloß steckte.

Als sie lautlos den erleuchteten Korridor entlang gegangen waren und vor dem Wohnzimmer Halt machten, schlug eine Uhr drinnen mit sieben hellen Schlägen.

Der Professor zitterte am ganzen Körper.

— Fassen Sie Mut, raunt ihm der Diplomat zu, sehen Sie erst einmal hinein!

Der Andere gehorcht.

Er bückt sich und legt seine Augeu an die runde Öffnung, die ihr Erfinder offenbar zu einem anderen Zweck ersonnen hatte.

Gleich darauf richtet sich der Professor wieder empor. Seine Mienen tragen den Ausdruck einer hilflosen Ungewißheit:

— Sie ist allein im Zimmer. Sie liest!

In diesem Moment hört man in der Küche Geräusch, das Mädchen scheint auf den Korridor zu treten.

— Jetzt müssen wir hinein, flüstert Leopold, ehe man uns entdeckt!

Er klinkt die Thür auf und die Herren schreiten über die Schwelle. Mit lieblichem Lächeln und einer

freudigen Überraschung auf dem interessanten Gesicht streckt die Dame ihrem Gemahl die Hand entgegen:

— Willkommen, mein Freund. Doppelt willkommen, weil Du so unerwartet erscheinst! Ich begrüße Sie, Herr Leopold, wir haben uns lange nicht gesprochen!

Man setzt sich, und als der Professor aufsieht, erblickt er auf einem Tischchen, in dessen Nähe man Platz genommen hat, ein Paar eleganter Damenstiefeletten.

— Was soll denn das hier? fragt er erstaunt.

— Ah, entgegnet Frau Anna mit köstlicher Verlegenheit, ich bitte um Verzeihung, mein Herr Gemahl. Ich vergaß sie fortzunehmen. Der Schuhmacher hat sie mir soeben gebracht. Ich ließ sie mir am Dienstag Abend hier anmessen, kurz ehe Du von der Reise kamst! —

Dem Professor ist zu Mut, als hebe sich eine Bergeslast von seiner Seele. Er weiß, daß er kein Philosoph, sondern ein Narr war.

Bevor man zu Tisch geht, schließt er sein Weib mit einer nachträglichen Zärtlichkeit in die Arme, welche zur Genüge zeigt, wie hoch er diese Narrheit innerlich taxiert. — — —

Als nach zwei heiter verlebten Stunden der Professor seinen jungen Gast, der im Verlaufe des Abends durch seine trockene Laune Frau Anna zur witzigsten Heiterkeit fortgerissen hatte, zur Thür begleitete, sagte er abschiednehmend:

— Ich bin der glücklichste Mensch. Es geht doch

nichts auf Erden über eine Frau, auf die man sich verlassen kann! — — — —

Als Leopold unten auf der Straße war, ließ er einen leisen, behaglichen Pfiff hören.

— Ja, dachte er, eine Frau, auf die man sich verlassen kann, ist Gold wert. Aber ein Diplomat, der sich hinterher als ein maßnehmender Schuster entpuppt, der ist unbezahlbar. Das Qui pro quo, das ich erfand, war zwar etwas ledern, aber es war wirksam! —

Der talentvolle Diplomat lachte und schritt weiter. Daß er Carrière machen wird, dürfte außer allem Zweifel sein.

Alte Bekannte.

Ein reizend ausgestattetes Gemach. Durch die schweren dunkelsamtnen Fenster-Portieren können von draußen her die Lichtstrahlen nur gedämpft ins Zimmer. Hier drinnen aber ist die Luft von einem süßen Parfüm erfüllt und legt sich schmeichelnd, verlockend und liebkosend um Esmeralda.

Wer ist Esmeralda?

Was fragt Ihr? O, stört sie nicht. Sie hält den schönen Kopf in die weiße wohlgepflegte Hand gestützt und sinnt. Die Dämmerung hat sich nach und nach verstohlen in das trauliche Boudoir geschlichen und beginnt nun in Verbindung mit dem weichen Geruch, den Teppich und Möbel ausatmen, die Besitzerin dieses Heims gefangen zu nehmen.

Selbst der Papagei, der dort neben dem vergoldeten Blumentisch in seinem vergitterten Hause sitzt, neigt sich schläfrig philosophischem Grübeln zu.

Esmeralda denkt an so manches, unter anderem auch an ihren Verlobten. Denn es war eine Thatsache, eine kaum glaubliche freilich, aber dennoch durch den Inseratenteil der Zeitungen offiziell beglaubigte Thatsache, daß Fräulein Esmeralda, die vielgenannte

Schauspielerin, die wegen ihrer Talente auf der Bühne von der ganzen Welt, wegen ihres Genies im Privatleben von der Halb-Welt angestaunt wurde, sich mit Herrn Arthur Salden, einem hübschen, reichen und honetten Manne, der in der guten Gesellschaft eine bevorzugte Stellung einnahm, regelrecht verlobt hatte.

Die Augen der jungen Braut, in denen sich jene Erfahrungen wiederspiegeln, wie sie gewisse Frauen so pikant erscheinen lassen, blitzen jetzt, und wie ein Triumph fliegt es um ihren kleinen Mund.

— Ja, wer die Kunst versteht, die schwere Kunst, der — führt den Bräutigam heim, und Liebe macht blind.

Nachlässiger lehnt sich Esmeralda auf den Divan, auf dem ihr üppiger, vielbewunderter Körper ruht.

Da erscheint die kleine, schwarzhaarige Zofe auf der Thürschwelle.

— Herr Salden wünscht seine Aufwartung zu machen! Ich habe ihn in den Salon geführt!

— Ich komme! entscheidet die Gebieterin.

Sie entzündet ein Licht, das rechts von ihr auf der Konsole steht, betrachtet für die Dauer einer flüchtigen Minute im Toilettenspiegel ihr Gesichtchen, auf welches sie ein klein wenig Rouge und nebenher ein verführerisches Lächeln zaubert, und wird kurz darauf umschlossen von den Armen ihres sie anbetenden Arthur.

Die flammenden Kronen des luxuriösen, mit raffinierter Wahl geschmückten Raumes senden ihre funkelnden Reflexe auf das Paar dort unten, welches,

zärtlich aneinander geschmiegt, die böse, sarkastische Welt da draußen vergißt, und auf die gewandte Aktrice, welche in dem Herzen ihres künftigen Gemahls ein noch helleres Feuer als das Gaslicht entfacht.

Da ist die leichtfüßige Dienerin wieder in der Thür.

— Herr Banquier Hochheim! —

— Ich bedaure, entgegnet Esmeralda, ich bin nicht zu Hause!

— Ah, köstlich, ganz köstlich, ertönt ein joviales, dickes und außerordentlich selbstbewußtes Organ. Wer so laut spricht, ist immer zu Hause! — Und sehr sans façon mit dem Air eines alten Bekannten ist der Finanzmann näher getreten.

Er schreitet auf die Schauspielerin zu, ergreift mit zwei brillantenblitzenden Fingern in geckenhafter Herablassung ihr Kinn und ist auf dem besten Wege, weitere Berührungspunkte zu suchen, als Arthur, jeder Zoll ein Kavalier, aus seiner Erstarrung sich lösend, ihn anruft:

— Mein Herr, was heißt das? Sie sollen mir Rede stehen. Mein Name ist Salden. Die Dame ist meine Verlobte!

— Ihre Verlobte! —

Der Banquier Hochheim rückt die goldene Brille, die er trägt, mit hastiger Bewegung etwas fester an die Augen und schaut die beiden in sprachloser Bewunderung an.

— Milles fois pardon, mein theurer Herr, ich bitt' um Vergebung. Doch wer konnte das ahnen? Ver-

lobt? Das ist ja großartig! Meinen Glückwunsch denn, meinen lebhaftesten Glückwunsch. Aber wie? Sie haben Gesellschaft geladen? Süperb! Wer kommt denn dort? Ist das nicht unser Don Juan, der liebe Baron Leichtwitz?

Ja, er ist es!

An der schwarzhaarigen Duenna, die in heller Verzweiflung ihre unschuldigen Achseln emporzieht, ist er vorübergegangen und jetzt tritt er zu Esmeralda, die nicht weiß, wie ihr geschieht, und welcher die Kraft fehlt, auch nur einen Laut hervorzubringen.

— Hier, mein schönes Kind, sagt der Baron mit näselnder Stimme und einer affektierten Verbeugung, indem er die Hand aufs Herz legt, hier bring' ich Ihnen nachträglich ein kleines Kadeau. Parole d'honneur, neulich total en baisse gewesen, will's aber heut' gut machen.

Und er enthüllt einen Karton und fügt galant hinzu: Diese Steine bitten um ein freundliches Andenken!

Da kommt Leben in den Banquier Hochheim.

— Herr Baron, flüstert er dringlich und leise, écoutez, mon brave! Fräulein Esmeralda ist Braut, eine richtige, offizielle Braut!

Der verblüffte Freiherr schnappt ein paar mal in die Luft, aber schon hat er das Erstaunen hinter einer grotesken Krümmung seines Rückens verborgen.

— Meinen Glückwunsch, oh, meinen verbindlichsten Glückwunsch, das — ist — ja — pyramidal! —

Eben will der liebenswürdige Gratulant sich weitere Auskunft erbitten, als ein hünenhafter Ulanenoffizier sichtbar wird.

— Ich störe, scheint mir, beginnt dieser Gast in tiefen grollenden Tönen und geht zu dem Platz, wo Esmeralda entsetzt und fassungslos zu dem armen, blassen Arthur hinüber starrt, der, seiner Sinne kaum mächtig, auf einen Stuhl gesunken ist.

— Aber Sie sagten mir doch, Theuerste, — wie, oder irre ich mich? Nein, nein, Sie sagten, Sie wären heut' Abend allein! Indes, — jedenfalls ein Mißverständnis. Bon, ich komme wieder! —

Doch wer naht jetzt? Wer sind alle diese, die unheimlich hintereinander hereindrängen? Was sind das für neue Gesichter, die so selbstverständlich diese Schwelle überschreiten, als hätten sie vor der Thür ein Billet gelöst, um so ungeniert erscheinen zu dürfen? Diese Herren gehören sämtlich jener Gesellschaftsklasse an, die reich genug ist, um das Laster zu vergolden, und alle stimmen sie überein in dem freien und vertraulichen Benehmen gegen die Eigentümerin des Salons.

Esmeralda aber starrt noch immer auf ihren Bräutigam und dieser lehnt noch immer wie verzaubert in seinem Stuhl.

Plötzlich räuspert sich der Banquier, er blickt im Kreise umher, gleichsam als zähle er die stattliche Zahl der Anwesenden, und er nickt in stummer Befriedigung mit dem Kopf.

Dann erhebt er seine Stimme laut und nachdrücklich:

— Meine Herren, ich bin in der angenehmen Lage, Ihnen eine Mitteilung zu machen, die Sie nicht weniger überraschen, als erfreuen wird. Unsere Esmeralda hat sich mit dem Herrn Arthur Salden hier verlobt, einem sehr reichen und sehr geachteten Manne, — Esmeralda lebe hoch!

Ein einstimmiges, übermütiges, schallendes Gelächter folgt diesen Worten und hoch! hoch! hoch! erklingt es jubelnd von Mund zu Mund.

Jetzt hat Arthur den Zauber gebrochen. Wütend springt er auf, er stürzt auf seine Braut zu, er erhebt drohend die geballte Faust und —

— Hilfe! stöhnt die Ärmste.

Schweißgebadet ist sie erwacht und blickt verwundert im Zimmer umher.

Mittlerweile ist es ganz dunkel geworden.

Esmeralda hat nur geträumt, aber die Gestalten dieses Traumbildes mit ihren vermeintlichen, teuer erworbenen Rechten sind ihr wohlbekannt. Man träumt oft, was man erlebt hat, und vom Traum geht eine alte, heimliche Sage, er sei das verkörperte Gewissen.

Die Schauspielerin erhebt sich und entzündet die Lampe.

Nun wirft sie in Wirklichkeit einen Blick in den großen Wandspiegel und ruft:

— Noch bin ich Esmeralda und verstehe zu siegen! Vielleicht weiß er nichts, vielleicht weiß er alles.

Was thut's? — Er liebt mich! Was die dummen Menschen sich erzählen, das wird er bei mir vergessen. Ich werde ihm zum Denken keine Zeit lassen, ich werde ihn berauschen und er — wird mich heiraten!

— Guten Appetit! erklang in diesem Augenblick eine spöttische Stimme.

Entsetzt drehte sich Esmeralda um, — dann war sie beruhigt.

Nur der Papagei hatte gesprochen.

Nicht um die Welt.

Es war im Anfang Juni. Auf der Veranda eines vornehmen Hauses in der Bellevuestraße befand sich eine kleine Gesellschaft und nahm den Thee ein, welchen ein gallonierter Diener servierte. Der alte Graf Borowsky saß dort, Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, aber gichtleidend, dann die Frau Gräfin, eine üppige, junonische Gestalt, auf deren dunkelblondem Scheitel noch lange keine dreißig Jahre lasteten, ferner der Hausarzt Dr. Mansfeld und schließlich ein schöner, glutäugiger Herr, ein bekannter Pianist, welchen der Graf, der leidenschaftliche Verehrer guter Musik, seit dem letzten Winter hervorragend protegiert und in sein Haus gezogen hatte, was ihm um so leichter gelang, als er dabei die Vermittelung des Arztes in Anspruch nehmen konnte, der mit dem Pianisten eng befreundet war.

Ob die Ehe der gräflichen Familie zu den sogenannten glücklichen gehörte, darnach fragte niemand. Man begnügte sich damit, zu wissen, daß die Gnädige ihrem Gemahl die fürsorglichste Pflegerin war und daß ihre stolze, unnahbare Haltung über jeder Medisance stand.

Die Unterhaltung des kleinen Kreises war eine lebhafte und angeregte. Den Stoff dazu bot die bevorstehende Abreise des Grafen nach Franzensbad. Die Umstände bedingten es, daß der alte Herr zunächst allein fahren mußte, die Gräfin, welche in einer dringlichen geschäftlichen Angelegenheit ihren leidenden Gemahl zu vertreten hatte, sollte erst Mitte Juli nachkommen. Nur eine Person beteiligte sich wenig an der allgemeinen Konversation, aber das fiel nicht auf. Denn man war es gewöhnt, daß Anatole Rembold, der gefeierte Tonkünstler, nur selten seine Rede leuchten ließ, zumeist gab er den schweigsamen, aber aufmerksamen Zuhörer ab und konnte auch so in der Indolenz seiner nachlässigen Haltung, in der steten Ruhe seiner männlichen Persönlichkeit des Effekts allezeit sicher sein.

Als er sich einige Stunden später mit dem Freunde auf dem Heimweg befand, war er noch keineswegs gesprächiger geworden, sondern schlenderte in tiefes Nachdenken verloren auf dem Asphalt dahin.

Der Mediziner schreckte ihn plötzlich durch eine Frage auf:

— Sag' mal, alter Junge, was ich schon lange von Dir wissen wollte, wie gefällt Dir die Gräfin?

— Mir? o, ausgezeichnet, warum sollte sie mir auch nicht gefallen?

— Das glaube ich, fuhr der Arzt fort. Wenn man wie ich das Vergnügen hatte, einem jener feurigen Blicke zu begegnen, die Du heute Abend zu

wiederholten Malen auf Madame richtetest, so kann man über Deine schätzbaren Empfindungen nicht mehr im Unklaren sein!

Der Künstler preßte heftig den Arm seines Freundes, der sonst so ruhige Mann befand sich offenbar in großer Erregung. Einige Minuten sah er wie unschlüssig vor sich hin, endlich sagte er mit verschleierter Stimme:

— Schenke mir kurze Zeit Gehör; ich muß Dir eine kleine Geschichte erzählen. Es war vor zehn Jahren. Damals trug ich noch keinen Vollbart und stand noch auf der untersten Staffel des Ruhmes. Da lernte ich in B. ein junges Mädchen kennen, die Tochter eines hochgestellten Regierungsbeamten. Elsa hatte vor anderen Damen ihres Alters, abgesehen von den noch knospenhaften Anlagen zu künftiger echter Vollblutschönheit, im Verkehr mit Männern eine ganz eigentümliche Herbheit und Schroffheit voraus, welche sie in Verbindung mit ihrem sonst so anmutigen Wesen für den Kenner erst recht interessant machte. Auf einem Ball sah ich sie zum erstenmal. Ich wurde ihr Bild nicht wieder los, es verfolgte mich auf allen Wegen. Das letzte Wintervergnügen der Saison fand statt. Grand bal mit allem Pomp einer kleinen Provinzialstadt. Ich hatte Elsa aus den Reihen der Tanzenden geführt, wir gingen zur Abkühlung in einen Nebensaal, wo man einen künstlichen Garten hergestellt hatte. Unter einer einsamen Palme nahmen wir Platz. Es war ein wunderbarer Augenblick. Über mir die fächerartigen grünen Zweige und neben mir die lebensfrohe, süße

Gestalt meiner Tänzerin, die mich mit unergründlichen Augen ansah. Da, ich weiß selbst kaum, wo ich den Mut hernahm, beugte ich mich zu ihr und wollte eben einen Kuß auf ihre Lippen drücken, als sie aufsprang. Wie eine zürnende Göttin stand sie vor mir, mit der Hand stieß sie mich verächtlich zurück und rief: Nicht um die Welt!, eine Redewendung, deren sie sich sehr oft bediente. Dann verschwand sie im Nebenzimmer, — ich hatte eine eklatante Niederlage erlitten. Aber damals, als ich ihr wortlos nachstarrte, Zorn und Scham im Herzen, schwor ich mir, Rache zu nehmen, früher oder später. Einige Monate darauf verließ ich B. Nach zwei Jahren erfuhr ich, daß Elses Vater gestorben, und daß sie selbst als Erzieherin nach Mitteldeutschland gegangen sei. So lange habe ich meinen Schwur nicht einlösen können, heut kann ich es. —

— Wieso? fragte der Arzt.

— Das will ich Dir sagen, erwiderte Anatole ruhig, Else ist hier in Berlin, ich habe sie wiedergesehen, zuletzt heute Abend. Else ist — Frau Gräfin Borowsky. Ich erkannte sie, als ich vor Wochen das gräfliche Haus betrat, auf den ersten Blick. Das Korn ist reif, jetzt will ich mähen, die stolze Gräfin muß mein sein! —

Der Arzt, der mit gespanntem Interesse zugehört hatte, lachte.

— Hüte Dich vor Enttäuschungen, entgegnete er mitleidig, die hochmütige Dame sieht nicht so aus, als möchte sie auch nur in der Liebe eine Mesalliance begehen! — — — — — — — — — —

Acht Tage sind verflossen. Anatole Rembold besuchte nach der Abreise des Grafen in kurzen Intervallen das gräfliche Haus, um der Gnädigen ein von ihm selbst komponiertes Musikstück einzuüben, mit welchem der Graf an seinem in den September fallenden Geburtstag überrascht werden sollte.

Der Pianist ging sehr vorsichtig zu Werke, als er sich mit dem Klang und der Kraft seiner Akkorde in die Gunst der Gräfin hineinzuspielen bemühte. Nichts plötzliches, nichts gewaltsames, kein forte. Langsam, allmählich im süßesten Adagio mußte die stolze Rinde schmelzen, die um das aristokratische Herz lag.

Und die Zeit rauschte weiter. Anatoles Gesicht zeigte in den letzten Tagen des Juni Spuren von großer Selbstbefriedigung und die Gräfin ging blaß und nervös umher, stundenlang träumte sie vor sich hin, die Musikproben verursachten ihr Kopfschmerz, jeden Tag beschloß sie dem Künstler zu schreiben und ihm für weitere Bemühungen zu danken, und jeden Tag sah sie in fieberhafter Erwartung schon lange vor der festgesetzten Zeit nach der Uhr und zürnte dem Weiser, der so langsam vorwärts schlich.

Dann zog der Juli ins Land. Die Luft brütete schwül da draußen auf Gärten und Dachgiebeln, aber auch drinnen im gräflichen Gemach war alles eitel Glut. Die zwei alten Ahnenbilder, welche oben über dem Divan an der Wand hingen, schüttelten gewiß ihre erlauchten Häupter, als sie auf die Gruppe zu ihren Füßen herabblickten.

Dort knieete ein schöner fremder Mann vor einer Dame und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Sie selbst aber, die stolze Frau, hatte ihre Stirn an seine Schulter gelehnt und sah ihm in traumhafter Vergessenheit in die gefährlichen Augen.

Das war der Anfang. Aber zunächst schien es, als sollte es beim Anfang bleiben.

Als Madame zur Besinnung kam, brach sie in Thränen aus und beschwor den Pianisten, sie zu vergessen und — nicht wieder zu kommen. Über dessen Gesicht flog ein kluges Lächeln, er hielt Wort, drei Tage lang kam er nicht.

Da empfing er ein Billet von der Gräfin, welches ihm mitteilte, daß sie am nächsten Tage nach Franzensbad zu ihrem Gemahl zu reisen beabsichtige und daß sie ihn inbetreff seiner Komposition noch einmal zu sprechen wünsche.

Anatole triumphierte, als er diese Zeilen las.

Zur bestimmten Stunde, gegen Abend, fand er sich ein. Die Hausfrau sah verweint aus, ihre Bewegungen waren unstet und hastig und bildeten zu der Ruhe und der kühlen Haltung des Künstlers einen scharfen Gegensatz. Unter gleichgiltigem Gespräch gingen die Stunden dahin.

Endlich steht Anatole auf, er verbeugt sich vor der Gräfin und sagt mit leiser Stimme:

— Wir scheiden auf Wochen, auf Monate, leben Sie wohl, es ist schon spät, ich — gehe!

Da erhebt sich die schöne Frau von dem Tabouret, auf dem sie gesessen hat, ihre Augen blitzen,

eine namenlose Leidenschaft läßt ihren Körper erbeben und die weichen, weißen Arme um den Hals des geliebten Mannes schlingend, flüstert sie:

— Ich bin Dein! Heute gehst Du nicht mehr, nicht — um die Welt!

In diesem Augenblick denkt Anatole zehn Jahre zurück, dann denkt er an den Gemahl und — schweigt! —

Eine Woche später traf Doktor Mansfeld seinen Freund in der Passage und sagte spöttisch:

— Unsere Gräfin ist nach Franzensbad. Deine Rache, lieber Freund, schiebst Du nun wohl noch auf!? —

Der Gefragte schnellte die Asche von seiner Cigarrette.

— Ich hab' der Gnädigen kürzlich in optima forma einen Antrag gemacht!

— Alle Wetter, und was sagte sie am Ende? —

Anatole erwiderte lachend: Nicht um die Welt!

— Nun also, entgegnete der Arzt beruhigt, weshalb freust Du Dich da? —

— Ja, das ist mein Geheimnis, bester Doktor, rief der glückliche Anatole, das kann ich Dir nicht sagen, — nicht um die Welt!

Dichtung und Wahrheit.

Neben einer ausgeprägten Neigung für seinen Beruf, der sich mit Diskont- und Kourtage-Rechnungen befaßte, besaß Gisbert Arnsfeld, der achtundzwanzigjährige Inhaber des Bankgeschäftes gleichen Namens, nur noch eine Leidenschaft, nämlich das Theater.

Auf seinen Wanderungen durch die Foyers der Hauptstadt und in Folge manchen Streifblickes hinter die Kulissen hatte er im Laufe der Zeit nicht nur seine Bühnenkenntnisse, sondern auch sein Photographie-Album mit den Kopieen darstellender Künstler und Künstlerinnen bereichert, zu denen er Dank seinem Kunstinteresse, wie ers nannte, und seiner jederzeit offenen Börse allmählich in freundschaftliche Beziehungen getreten war.

Gisbert Arnsfeld hatte einen offenen, klaren Kopf, er neigte wenig zu Phantastereien und nahm die Dinge, die ihm vor die Hand kamen, kalt, ruhig, aber mit festem Griff. Mit der Zeit machte er sich über die trügerischen Reflexe des Bühnenlichts keine Illusionen mehr und er wußte sehr genau, daß hinter jenem farbenbunten Vorhang, der sich all-

abendlich vor der idealen Bretterwelt hebt und senkt, die wirklichen Ideale außerordentlich selten sind, und daß unter dem Flitter und der Schminke zwar für viele Tugenden Raum ist, nur sehr selten für die eine, welche die sogenannte gute Gesellschaft mit ihren Begriffen von Sittlichkeit in Verbindung zu bringen liebt.

Da kam ein Abend, an welchem der nüchterne, verständige Gisbert das that, was andere Menschen träumen nennen.

An diesem Abend nämlich war im Reichstheater ein neuer Stern aufgegangen. Fräulein Emmy kam, sang und siegte, die gefühlvollen Herren, welche sonst ‚schnurrbartkräuselnd‘ in den Logen saßen, hatten die Hände sinken lassen, um die Augen desto weiter zu öffnen, und Gisbert Arnsfeld schwur sich im Stillen, er werde demjenigen das Genick brechen, der es wagen möchte, dieser strahlenden, mit allen Reizen der Jugend und der Kunst geschmückten Diva nur ein Wörtchen nachzureden.

Und in der That, es zeigte sich gar bald, daß der neue Stern kein Planet war, sondern daß er sehr häuslich lebte und jeder etwaigen Nachrede durch ein subtiles savoir vivre zuvorkam. Die Begeisterung und Verehrung, welche Fräulein Emmy sehr schnell außerhalb der Koulissen hervorrief, waren daher nicht zum wenigsten auf den Umstand zurückzuführen, daß ihr Leben klar und offen vor Jedermanns Blicken lag und daß ihr guter Ruf, den die

neidischen Bretter gar zu gern in irgend einer Versenkung verschwinden lassen, über allem Zweifel stand.

Der Banquier, gestützt auf seine vielfachen Verbindungen, ließ sich der schlanken, männerberückenden Emmy vorstellen und seit dieser Zeit war es, wo häufig daheim im Comptoir über seinen prosaischen Zahlenkolonnen zwei fragende braune Augen auftauchten und ihn die soeben gezählte Reihe seufzend zum zweitenmal zu addieren zwangen.

Dann kam der Frühling ins Land, die Herzen der Erdenbewohner wurden sehnsuchtsweiter und hoffnungsvoller.

Gisbert Arnsfeld stand an einem wunderbar schönen Tage, wo die Vögel draußen so lieblich sangen, in einem eleganten Zimmer, dessen Bewohnerin ihre weißen Hände auf das stürmisch klopfende Herz gepreßt hielt und durch dessen offene Fenster die balsamische Lenzluft hereinströmte.

Diese Hände ergriff der liebeskranke, zur Poesie bekehrte Mann der Prosa und fragte die enthusiastisch zu ihm aufblickende junge Dame, ob sie für immer sein eigen sein wollte. Bei dieser Gelegenheit hörte er von ihren Lippen das übliche inhaltsselige ‚Ja‘.

So lange ihr Kontrakt dauerte, sollte Emmy auf der Bühne bleiben, nach Ablauf desselben sollte sie sich von jener Sphäre trennen und die Verlobung veröffentlicht werden. — — —

Gisbert hatte wieder einmal wie gewöhnlich der Vorstellung beigewohnt, in der seiner Auserwählten

die Glanzrolle zufiel, und trat durch das Theater-Portal ins Freie.

Hier draußen stießen und strömten die Menschenmassen, die einen bahnten sich den Weg zu den Droschken, andere drängten heran, um Bekannte oder Herrschaften zu erwarten.

Plötzlich fährt bei Gisbert, der schon den Vorplatz des Theaters überschritten hat, ein Wagen vorüber. Es ist ein Mietswagen erster Klasse, seine Fenster sind geschlossen und jetzt rasselt er bei einer Laterne vorbei, die ihr liebenswürdiges Gaslicht mit bekannter Indiskretion umherstreut.

Der Banquier blickt auf, er hat sehr gute Augen, er entdeckt in dem Fond des Vehikels die angebetete Künstlerin und neben ihr — einen Herrn, dessen Gesichtszüge er bei der Schnelligkeit des Scenenwechsels zwar nicht zu erkennen vermag, der aber ganz zweifelsohne einen Arm um ihre Taille geschlungen hält.

Was war das?

Halb besinnungslos lehnte sich der junge Mann an den Pfahl des lichtspendenden Kapitels, dem er diese freundliche Überraschung zu verdanken hatte. Tausend Kombinationen durchwirbelten seinen Kopf. Sollte Emmy — —?

Nein, es ist nicht möglich. Und doch! Wer war dieser Herr, der das Recht hatte, so zärtlich mit ihr nach Hause zu fahren, zu einer Stunde, wo ihre Thür für jeden Besuch hermetisch verschlossen blieb?

Gisbert ging weiter, träumend, wirr, zerschlagen.

Ab und zu griff er mit seiner rechten Hand nach der Stirn, als wollte er das, was auf ihn einstürmte, dort ordnen und gruppieren, wie er es alle Tage mit seinen Geschäftsnotizen that. Er erinnerte sich der Zeit, wo er Emmy kennen gelernt hatte, er dachte an ihren Ruf, den kein Hauch trübte und der so blank war, wie ein glänzender Spiegel, und er rief sich jede Stunde ins Gedächtnis zurück, die er mit ihr verlebt hatte. Und dazwischen wieder traf ihn der Gedanke an die Begegnung von vorhin wie mit einem dumpfen Keulenschlage.

So irrte er umher, eine lange, dunkle Zeit, bis ihn die Füße, als wollten sie es ihrem Herrn abbitten, daß der böse Kopf Groll hegte gegen die Geliebte, instinktiv einen alten, gewohnten Weg führten und er sich zu seiner eignen Überraschung vor Emmys Haus fand. Einen zärtlichen, wilden, sehnsüchtigen Blick warf er nach oben, dann drückte er den Hut fest und entschlossen in die Stirn und betrat ein ganz in der Nähe belegenes Café.

Hier setzte er sich an eins der kleinen, runden Marmortischchen und bestellte eine Melange. Als der Kellner das Gewünschte gebracht hatte, rührte Gisbert mechanisch mit dem Alfénide-Löffel in dem braunen Trank umher und starrte dabei wie geistesabwesend in völliger Selbstvergessenheit vor sich hin.

Plötzlich sah er auf.

An seinem Tisch hatte sich ein ältlicher Herr niedergelassen, eine stramme, robuste Figur mit eigensinnigen Augen und einer pedantischen Behäbigkeit

in allen Bewegungen. Er machte den Eindruck eines pensionierten Beamten und blickte so aufmerksam um sich, als ob er zum Detektiv-Korps gehörte.

Der neue Ankömmling fixierte seinen träumerischen Nachbar eine Weile, dann ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein, bei dem er vorläufig die Kosten der Unterhaltung allein trug.

Worüber der Unbekannte in behaglichster Weise sich erging, war gerade nicht dazu angethan, tiefsinnige Weisheit an das Licht zu fördern, denn er begann mit dem Wetter, kam von hier mit leichtem Sprunge auf die Schönheiten der Residenz und war schließlich, Gisbert Arnsfeld wußte selber nicht wie, beim Schauspiel angelangt.

— Kennen Sie Fräulein Emmy vom Reichstheater? —

Das Gesicht des Banquiers färbte sich dunkelrot. Er warf einen finsteren forschenden Blick auf sein gesprächiges vis-à-vis und erwiderte so nebenbei, indem er mit gespanntem Interesse die Arabesken der Saaldecke musterte:

— Gewiß, ich kenne sie!

— So, so! fuhr der Andere fort, zündete sich eine Cigare an und beugte sich etwas näher über den Tisch, während er seine Stimme zu einem schlauen Flüsterton dämpfte, — nun, mein bester Herr, dann werden Sie auch vielleicht wissen, wie man . . . . ich meine, verstehen Sie mich recht. Die Bühne hat Abgründe, ganz unbezweifelte Abgründe, —

also ich wollte sagen, ob Sie wissen, wie man über jene Dame spricht? —

Gisbert Arnsfeld betrachtete noch überraschter als vorhin den wißbegierigen Fremdling, darauf runzelte er die Stirn und richtete sich aus seiner nachlässigen Stellung empor.

— Über Fräulein Emmy, Wertgeschätzter, wird überall nur Gutes gesprochen und, — hier vibrierten die Worte wie in aufquellender Drohung, — sollte Ihnen jemand dessenungeachtet etwas anderes sagen, so weisen Sie ihn, bitte, nur an mich, mein Name ist Gisbert Arnsfeld! —

In diesem Augenblick wurde es dem Sprechenden leider nicht vergönnt, den Eindruck seiner Erwiderung zu beobachten, denn der alte Herr benutzte gerade ein buntseidenes Taschentuch, welches die Stelle, wo sein Gesicht saß, wie ein Vorhang bedeckte. Als das unumgänglich Notwendige zur sichtlichen Erleichterung besorgt war, entschleierte sich wiederum die Façade des Gegenübers und um seine Lippen zuckte ein schlecht verhehltes Lächeln. Der lebhafte Gast beugte sich noch weiter über die Marmorplatte, seine Züge gewannen jetzt den Ausdruck einer geheimnisvollen Vorsicht und er sagte lauernd und ganz leise:

— Was meinen Sie dazu, Herr Arnsfeld, daß dieses Fräulein Emmy, deren Tugend Sie so eifrig das Wort reden, heut Abend in Begleitung eines Herrn in ihre Wohnung gefahren ist? —

Gisbert hatte in diesem Moment ein Gefühl,

als tanzten die Stühle, Tische und Menschen um ihn her Walzer.

Aber mitten durch sein Elend, das ihm mit jäher Centnerlast alle Hoffnungen niederdrückte, mitten in der sinnverwirrenden Gewißheit, daß die unglückselige Fahrt schon stadtbekannt sei, blitzte unabweislich und unerschütterlich ein Entschluß in ihm auf. Er wenigstens wollte für die, welche er seine Braut genannt hatte, eine letzte Lanze brechen.

Wie in fernem Traum erinnerte er sich einer gelegentlichen Mitteilung Emmys, daß ihr Vater sich gleich anfangs ihrer Carriere widersetzt und schon lange die Hand von ihr abgezogen habe. Alle ihre Versöhnungsversuche seien fruchtlos gewesen.

Diese zürnende Vater-Idee ergriff der heldenmütige Junge, wie die extrinkende Maus den Strohhalm ergreift, und hatte im Nu mit staunenswerter Gewandtheit ein abenteuerliches Lügengewebe fertig.

— Ich will Ihnen sagen, begann er mit energischer Handbewegung, wie die Sache zusammenhängt. Es liegt nicht der mindeste Grund vor, das Benehmen jener Dame mißzudeuten. Sie hat nämlich irgendwo in der Provinz einen Vater, einen altertümlichen, spießbürgerlichen, beschränkten Vater, der von ihr lange nichts wissen wollte, weil die Stupidität seines Geistes, der am ‚schalen Zeuge‘ klebt, ihrem Kunstfluge nicht zu folgen vermochte. Sehen Sie, lieber Herr, und nun, wo sie berühmt ist, da hat der treffliche Papa eine Versöhnung mit der Tochter angebahnt. Das gute Kind vergoß Freudenthränen

über diese Aussicht. Heut Vormittag ist der wackere Provinziale hier eingetroffen, ganz unvermutet eingetroffen. Er geht den Abend ins Theater, er sieht sein eigenes Blut als den vergötterten Liebling des Publikums, aller Groll schmilzt, er tritt in Emmys Garderobe, — Schrei — Umarmung — Amnestie für alles, was zurück liegt, und dann fahren Vater und Tochter heimwärts! —

Der Andere hatte in seinem Stuhl zurückgelehnt inzwischen mit einem maßlosen Erstaunen diese Auseinandersetzung angehört.

— Und woher wissen Sie das, was vor wenigen Stunden passiert sein soll, so genau, wenn ich fragen darf? —

— Woher? Sehr einfach, ich . . . hm . . . ich war dabei. Ich bin nämlich, falls Sie das interessiert, der Verlobte Fräulein Emmys, und ich bin — stolz darauf!

— Bravo! rief der Fremde und rieb sich die Hände, daß die Finger knackten. Sie sind ein ganzer Mann, wenngleich ich daran zweifle, daß Sie ‚dabei‘ waren. Um Emmys Ehre zu retten, erfanden Sie eine kleine, offen gestanden recht unglaubwürdige Episode, und trotz des Scheins, der gegen die junge Dame sprach, trugen Sie kein Bedenken sich mir als ihren Verlobten vorzustellen. Aber diesmal hat der Zufall denn doch wunderbar gespielt. Was Sie erzählten, ist wahr, wenigstens in der Hauptsache. Der Herr, der das Fräulein heim begleitete, war thatsächlich ihr beschränkter Vater, der, schon lange aufgerieben

von heimlicher Sehnsucht, auf die Nachricht seiner Tochter, daß sie ihr Herz einem Ehrenmanne zu eigen gegeben habe, heut hier ankam und alles wieder gut machte, was er verschuldet hatte. Am Schluß des Theaters sind dann die beiden per Droschke nach Hause geeilt.

Gisbert Arnsfelds Augen waren mit jedem Wort, das der mysteriöse Nachbar sprach, größer und größer geworden. Zuletzt wurde auch sein Mund infolge der außerordentlichen Spannung des Moments in Mitleidenschaft gezogen, — er öffnete sich unwillkürlich. Erst nach einer kleinen atemlosen Pause kam die Frage über die Lippen:

— Und woher sind Sie so genau über diesen Vater unterrichtet? —

— Weil ich selbst dieser Vater bin! — —

In diesem Augenblick hörte man ein entsetzliches Geräusch. Das Marmortischchen fiel um und die darauf befindlichen Gläser zersplitterten an der Erde. Aber die beiden Herren, die dort gesessen hatten, schienen für dieses Ereignis keine Augen zu haben, denn der jüngere hatte sich ungestüm an die Brust des älteren geworfen.

Nun und der Schluß?

Ja, lieber Leser, glückliche Geschichten brauchen keinen Schluß.

Die Kabinetphotographie.

Sie weilten in einem mit Geschmack und Eleganz ausgestatteten Wohnzimmer. Auf dem Tisch von dunklem Nußbaum brannte die antike Bronze-Lampe und warf ihr gelblich-weißes Licht auf zwei Gestalten, von denen die eine nachlässig auf der Chaiselongue ruhte und eine angefangene Stickerei träumerisch in den Händen hielt, die andere aber mit übergeschlagenen Knieen im Fauteuil saß, durch eine goldene Brille behaglich vor sich hin schaute und den Cigarrenrauch in regelmäßigen Intervallen nach oben blies.

Bei allen Göttern, ein friedliches Bild!

Er war nicht mehr jung, sein Haupt trug die Farbe der gesprenkelten Unschuld und in seinem Gesicht erinnerten einige Partieen etwas zu lebhaft an den Faltenwurf der römischen Toga. Aber was that das? Er liebte das junge Weib mit den üppigen Formen und den kirschroten Lippen, er hatte sie vor Jahresfrist nach der standesamtlichen Sanktion über seine Schwelle geführt, und sie, inmitten der verschwenderischen Pracht des ungewohnten Luxus, der sie jetzt umgab, hatte sich an seine Brust gelehnt und

ihn mit jenen verführerischen Blicken angeschaut, welche dem Herzen nicht weniger gefährlich zu sein pflegen als dem Geldbeutel verliebter Ehemänner.

Auch heut war der Banquier Eppenstein zärtlich.

Er rollte das Fauteuil um einige Centimeter näher an den Sitz der schönen Frau.

— Teure Lucie, möchtest Du mir wohl eine recht große Bitte erfüllen?

Lucie fuhr bei dem Klang dieser Stimme zusammen, ihre Gedanken mochten wohl gerade in weiter Ferne geschweift haben. Sie setzte sich in Positur und zwang ihr holdes Ich zur Gegenwart zurück.

— Recht gern, mein Freund, wenn die Erfüllung Deines Wunsches in meiner Macht steht.

— Also, fuhr der Banquier fort, sieh einmal da hinüber. Dort steht mein Schreibtisch. Findest Du nicht, daß auf demselben etwas fehlt? —

Die braunen gelangweilten Augen der Dame folgten der Richtung, die der Zeigefinger des Gatten wies.

— Was sollte fehlen, in der That, nichts das ich wüßte!

— Nun, teures Kind, sprach der Banquier und legte seinen Arm zärtlich um die elegante Taille, dort auf dem Platz, wo ich arbeite, fehlt Dein liebes Porträt, welches mich ansieht, so oft Du fern bist. Ich habe kein großes Bild von Dir, nur Visitenkartenformat. Also bitte ich allernächstens um Deine Kabinetphotographie. Willst Du?

Madame schien von dieser Idee entzückt. Lebhaft richtete sie sich auf, die süße Schläfrigkeit ihrer Haltung war mit einem Schlage verschwunden.

— Ja, mein Freund, rief sie, diese Bitte soll Dir erfüllt werden! und dann beugte sie sich näher und fügte lächelnd hinzu: Was könnte ich Dir abschlagen!

Der Banquier war glücklich. Er fühlte in dieser Stunde wieder so ganz den Zauber seines traulichen Heims, er zog Frau Lucie an sich und küßte sie auf den Mund. — — —

Zwei Tage waren vergangen. Es war ein wolkenloser, warmer Vormittag, der erste schöne Sonnenblick nach langem Regenwetter. Da betrat Frau Lucie das im fünften Stock belegene Atelier eines gesuchten Photographen. Ein junger Herr mit langem Künstlerhaar und geschäftskundigem Wesen empfing sie.

— Gnädige Frau wünschen die Aufnahme, en face oder profil? —

— Halb profil, Kabinetbild, entschied Madame.

Nach zehn Minuten saß sie hingegossen auf einem Sammetsessel und starrte, dem Rat des Künstlers folgend, nach dem dunklen Punkt einer Seitencoulisse. Vor ihr blinkte die tellergroße Linse des Apparates und hinter ihr erhoben sich auf leinwandbedeckter Fläche verwegene Scenerieen aus einer geographisch unbekannten Alpenlandschaft. Auf den Lippen der schönen Frau schwebte ein zufriedenes Lächeln, die Gedanken, denen sie in diesen Sekunden absoluter

Unbeweglichkeit Audienz gab, mußten wohl sehr angenehme sein.

Die Aufnahme war vorüber, die Dame rüstete sich zum Gehen.

— Und wieviel Bilder wünschen gnädige Frau, vielleicht ein halbes Dutzend?

— Fertigen Sie sieben Stück an und senden Sie mir dieselben zu!

Frau Lucie nannte ihren Namen und stieg nach einer tiefen Verbeugung des Langhaarigen die Treppen hinab. —

Eine Woche war verflossen. Der Tag neigte sich dem Ende entgegen, in den Straßen draußen hockte die Dämmerung. Frau Banquier Eppenstein saß in ihrem Boudoir vor einem Damenschreibtisch und betrachtete beim Schein der Lampe die Photographieen, die sie soeben erhalten hatte.

Es waren höchst gelungene Bilder, sie waren ganz Leben, wie man zu sagen pflegt, und mithin sehr dazu angethan, die Bitte des Gemahls weit über Erwarten zu erfüllen.

Frau Lucie ließ die einzelnen Stücke prüfend durch ihre Hand gleiten, dann nahm sie eine Photographie und schrieb auf die hintere Seite derselben wenige flüchtige Worte, wobei ihr Gesicht den Ausdruck einer sehnsüchtigen Zärtlichkeit annahm. Darauf ergriff sie ein großes Couvert und steckte das Bild hinein.

In diesem Augenblicke meldete Klara, das Hausmädchen, die Frau Doktor L.

— Ich habe Frau Doktor in den blauen Salon geführt.

— Es ist gut!

Die Gebieterin führte das Couvert hastig an den Mund, um es schließfähig zu machen, legte es wieder auf die Tischplatte und bedeckte es mit einem Löschblatt, die anderen Photographieen schob sie eiligst zusammen und ging, ihren Besuch zu begrüßen.

Gleich darauf betrat Klara das Boudoir ihrer Herrin, um einige neue französische Romane, die der Buchhändler soeben geschickt hatte, auf den Schreibttisch zu legen. Bei dieser Gelegenheit wurde das Löschblatt ein wenig aus der Lage gerückt und Klärchens Augen entdeckten unter demselben ein großes Couvert, welches sich infolge des zu wenig angefeuchteten Gummis wieder geöffnet hatte. Die junge Dienerin, neugierig, wie sie alle sind, nahm das Couvert und zog im Gefühl des Ungestörtseins allmählich das Bild heraus, welches sie bewundernd betrachtete. Eben wollte sie dasselbe in den Umschlag zurückschieben, als sie auch die übrigen Photographieen gewahrte. Jetzt verglich sie ein Bild mit dem andern, ohne zu der Überzeugung zu gelangen, welches von den sieben eigentlich das schönste sei.

Horch! Im Salon geht eine Thür. Blitzschnell hat Klara das Bild ergriffen, ins Couvert gethan, das Löschblatt darüber gebreitet und die übrigen Porträts in die vorige Verfassung gebracht. Lautlos ist sie hinausgehuscht.

Einige Minuten später trat Frau Lucie ein.

Sie nahm das Couvert, wunderte sich, daß es aufgegangen war und klebte es sorgfältig von neuem zu. Dann schrieb sie eine Adresse darauf und legte es in einen Kasten, welchen sie verschloß. Nun ergriff sie die anderen Bilder, that sie in die Enveloppe, worin sie gepackt waren, und begab sich nach dem Zimmer ihres Mannes.

Das Gesicht dieses würdigen Herrn strahlte, als mitten hinein in den Materialismus seiner Berechnungen die berückende Erscheinung der schönen Frau fiel.

— Sieh da, theure Lucie, was bringst Du?

Sie legte das kleine Paket auf den Tisch. Der Banquier nahm es schnell und öffnete.

Ein Ruf des Entzückens glitt von seinen Lippen: Brillant getroffen! Wie soll ich Dir danken, mein Kind? Und gleich ein halbes Dutzend, das ist herrlich!

Und seine Augen betrachteten jede einzelne Karte mit verliebter Gründlichkeit und sein Mund floß über von thörichten Schmeichelnamen.

Um sich auch die Firma des Mannes einzuprägen, der diese Kunstleistung geschaffen hat, wendet der Banquier ein Bild, welches ihm gerade zwischen die Finger kommt, um. Dort steht etwas geschrieben, er liest. Frau Lucie, welche sich schon geraume Zeit vor dem großen Wandspiegel ihre Schleifen arrangiert, ist wieder einmal mit ihren Gedanken beschäftigt.

Das Gesicht des alten Herrn aber ist plötzlich weiß geworden, so weiß wie Papier. Seine Gestalt

zittert, er muß sich an den Tisch lehnen, neben dem er steht.

Frau Lucie arrangiert inzwischen noch immer.

Da gellt ein Ruf durch das Zimmer, ein Ruf, der wie ein Schrei klingt.

— Lucie!

Erschreckt wendet sich die Dame.

— Ist Dir unwohl, mein Freund? Soll ich die Dienerschaft —? —

Der Gemahl kommt auf sie zu, dicht vor ihr bleibt er stehen.

— Seit wie lange, ruft er laut und schneidend, existiert das Verhältnis zwischen Dir und dem Assessor Heinrich, ‚dem famosen Henri‘, wie ihn seine Intimen nennen?

Frau Lucie ist starr, sie öffnet den Mund, aber sie spricht nicht, sie ringt nach Fassung.

— Du irrst, sagt sie nach kurzer Pause und bemüht sich, entrüstet auszusehen. Welch' lächerlicher Verdacht. Du bist eifersüchtig, mein Freund?

— Genug, tönt die durchdringende, scharfe Stimme des Gemahls, spare Deine Lügen, hier lies!

Die Gnädige blickt auf die Rückseite einer Photographie.

Ist das ein höllischer Spuk?

Das Bild, welches sie wohl verschlossen im Couvert wähnte, das hält sie jetzt in der Hand, und sie liest, obwohl ihr die Buchstaben vor den Augen tanzen, die Zeile, die sie vor einer Stunde geschrieben hat: ‚Ihrem geliebten Henri zur Erinnerung an holde Stunden!‘

Und jetzt hört Klara, welche sich dem Zimmer nähert, um den Abendtisch zu servieren, Klara, deren neugierige, schuldbeladene Finger vorhin in der Eile, ohne es zu ahnen, die Bilder vertauschten, eine drohende Stimme, welche der Madame schlimme Dinge vorwirft. Und immer lauter spricht der Herr, dann vernimmt die Lauscherin ein lautes Aufschluchzen und ein Geräusch, als ob jemand zu Boden fällt.

Das brave Mädchen öffnet behutsam die Thür, schließt sie aber gleich wieder, — es entdeckte ihre Madame in knieender Stellung vor dem Gemahl, dem sie leidenschaftlich. unverständliche Worte zuflüsterte.

Dann wird es drinnen ganz still.

Als die Donna kurz darauf die Thür zum zweitenmal öffnet und ins Zimmer tritt, sitzt die gnädige Frau nachdenkend, aber anmutig lächelnd, neben dem Banquier und streichelt liebevoll seine blassen Wangen. —

— Sie haben sich also wieder vertragen, philosophiert die dienstbare Hausfee.

Hätte sie mehr Lebenserfahrung besessen, so würde sie vielleicht hinzugefügt haben:

— Die besten Ehemänner waren von jeher die alten verliebten Thoren. Sie sind am leichtesten zu betrügen und am leichtesten — zu versöhnen.

Die goldene Schlange.

In einem größeren Juwelier-Geschäft standen kurz vor Weihnachten Herr v. Waldau und Frau Constanze, um sich ein Hochzeitsgeschenk für ein ihnen befreundetes Brautpaar anzusehen.

Bei dieser Gelegenheit fiel der Dame in dem Schaukasten des Ladentisches ein Armband auf, das in Form einer goldenen Schlange gefaßt war und außerordentlich stilvoll zu den Betrachtern emporblickte.

— Was kostet denn dieser Reif? fragte Frau v. Waldau. —

— Fünfhundert Mark, meine Gnädige, erwiderte der Geschäftsinhaber, die beiden Augen der Schlange bestehen aus Brillanten!

— In der That, versetzte Madame entzückt, ich habe selten etwas Geschmackvolleres gesehen!

Die Herrschaften kauften einen silbernen Tafelaufsatz und begaben sich auf den Heimweg. Unterwegs konnte Frau Constanze nicht umhin, einen melancholischen Seufzer hören zu lassen, dem die Bemerkung folgte, wie glücklich doch eine Frau

sein müßte, welcher der Gatte ein so prachtvolles Stück, wie es jenes Armband sei, zum Geschenk machte.

Der touchierte Herr Gemahl brummte etwas wie ‚sehr teuer‘ in seinen dunkelblonden Vollbart und brachte das Gespräch auf ein weniger difficiles Thema. —

Drei Tage später, als Frau v. Waldau auf dem Korridor ihrer Wohnung hantierte, wurde für ihren Mann ein kleines Paket abgegeben, dessen Überbringer ihr gänzlich fremd war. Da Herr v. Waldau in dem Moment, als sie nach dem Absender fragen wollte, intervenierte und die Angelegenheit somit erledigte, legte Madame keinen Wert auf die Sache mehr und hatte sie sehr bald vergessen, bis sie kurz darauf so lebhaft als möglich daran erinnert wurde:

Noch keine Woche war nämlich verflossen, als Frau Constanze der Zufall in das nämliche Juweliergeschäft führte. Sie wollte eine Brosche, aus der sich ein Stein gelöst hatte, reparieren lassen. Sie stand wie kürzlich vor dem Ladentisch und ihre Blicke suchten nach dem Gegenstand ihrer heimlichen Wünsche. Doch vergeblich, — sie konnte das Armband nicht entdecken.

— Haben Sie das Bracelet, das ich neulich bewunderte, vielleicht schon verkauft? fragte sie den Juwelier.

Dieser lächelte höflich reserviert: Ah, ja — erinnere mich, jawohl, das ist verkauft!

— Das ist jammerschade, rief Madame in einem

Tone tiefen Bedauerns, der den Chef des Etablissements zu der tröstenden und zugleich geheimnisvollen Bemerkung veranlaßte:

— Weihnachten steht vor der Thür, gnädige Frau, möglicherweise erfüllt sich Ihnen ein Lieblingswunsch!

Frau v. Waldau klangen diese Worte wie Wagnersche Zukunftsmusik. Sie errötete vor innerer Freude und wenn sie für die generöse Liebenswürdigkeit ihres Gatten noch eines Beweises bedurft hätte, so ging jetzt zu allem Glück eine hintere Thüre des Verkaufsraumes auf, und durch dieselbe trat mit geschäftlicher Fürsorge ein junger Mann, derselbe, der vor einigen Tagen das Paket übermittelt hatte. —

Der heilige Abend kam, ganz Berlin schwamm in Stearinlicht und Karpfensauce.

In einem hohen parkettierten Zimmer der Potsdamer Straße brannte der Tannenbaum. Aber die Augen der erwartungsfrohen Dame, so oft sie auch den reich für sie gedeckten Tisch überschauten, so hastig die Finger auch alle verborgensten Falten der rings ausgebreiteten Geschenke durchwühlten, das Armband fanden sie nicht darunter. Und der Gemahl, — zeigte denn auch sehr bald durch seine klassische Unbefangenheit inbezug auf eine so ‚brillante' Überraschung, daß er der Idee eines Angebindes, das die goldene Form einer Schlange trug, sehr fern gestanden hatte.

Aber wie denn? Hatte Constanze nicht mit eignen Ohren die Andeutung des Juweliers gehört, hatte sie nicht den Bediensteten desselben hier in der Wohnung ihres Gatten mit eignen Augen gesehen?

Sie preßte ihre hübschen Lippen zusammen und in ihrem leidenschaftlichen Herzen wurde es trotz der strahlenden Tannenzweige mit einem male Nacht, tiefe, schreckliche Nacht.

Sie erinnerte sich plötzlich der Vorliebe ihres Gemahls für alles, was mit der Bühne zusammenhing, sie dachte daran, welche Teufelskünste die Heroinen, oder wie sie alle hießen, zur Wegkaperung nicht ganz wetterfester Ehemänner gebrauchen, und sie wußte es aus der chronique scandaleuse, daß die Schwelle, welche zu jenen Damen führt, mit Juweliersrechnungen gepflastert zu sein pflegt. —

In Frau v. Waldau tobte die Eifersucht, ein Affekt, der um so verzehrender wirkte, als er zunächst noch jeder concreten Form entbehrte.

Am nächsten Vormittag, — es war der erste Feiertag — als Madame aus der Kirche kam, schritt sie eine belebte Hauptstraße entlang ihrer Wohnung zu. Bei der Biegung des Weges sah sie an einem Eckhause in einem Schaukasten verschiedene Photographieen ausgestellt und blieb stehen. Ihre Blicke fielen auf das große Konterfei einer Schauspielerin.

Es war das vielgerühmte und vielgeliebte Fräulein Ella.

Die Augen der Frau Constanze irrten von dem verführerisch koketten Gesicht des Bildes bis zu dem entblößten rechten Arm herab. Dort blieben sie haften.

Madame stieß einen ganz kleinen Schrei aus und starrte dann so unbeweglich auf das zarte Hand-

gelenk hinter dem Glase dort, als hätte sie ein Medusenhaupt geschaut.

Aber es war nur ein kleiner Schlangenkopf, der ihr dies Entsetzen einflößte.

Denn das Armband, welches Fräulein Ella trug, war von sehr bekannter Gestalt, es war genau dasselbe, welches Frau v. Waldau neulich beim Juwelier gesehen und das ihr Gemahl, der Verräter, gekauft hatte.

Die Gnädige besaß ein sanguinisches Temperament und der Zorn und die Leidenschaft des Augenblicks schürten das Blut. Sie faßte einen Entschluß, der sich durch die Aufgeregtheit ihrer Nerven und durch die Glut ihrer eifersüchtigen Gedanken erklären und rechtfertigen ließ.

Sie mußte jenen Reif als beredten Zeugen gegen den treulosen Ehemann wiederhaben, koste es, was es wolle. Sie würde nicht vor einem kleinen Abenteuer zurückschrecken, gewiß nicht, sie wußte ja, daß solche Personen geschenkte Wertsachen auf unglaublich leichtsinnige Weise verschleudern, wenn sie Geld brauchen, und — sie brauchen immer Geld. —

Constanzes Plan war reif. —

Um die erste Nachmittagsstunde desselben Tages wurde dem Fräulein Ella gemeldet, daß eine Dame draußen sei, die sie zu sprechen wünsche.

Die Schauspielerin nickte gleichgiltig mit dem Kopf, und Frau v. Waldau trat ein.

Diese letztere, in einfacher Toilette, stellte sich

als Händlerin vor, als Liebhaberin von Antiquitäten. Ihr Herz pochte stürmisch, sie verschlang die Bewohnerin des nach Jockey-Klub duftenden Gemachs mit den Blicken.

Jetzt frägt sie, ob das Fräulein vielleicht etwas zu verkaufen habe.

— Bedaure, ich habe nichts von dergleichen! —

Ella gähnte.

— Aber Sie haben dort ein Armband, es scheint altertümlich — —.

— Ah, dies hier? Nun, was möchten Sie hierfür geben, es ist zwar ein Andenken, indes — —.

— Ich zahle 150 Mark, stieß Frau v. Waldau hervor, und eine dunkle Röte stieg ihr bis in die Schläfe. —

— Bon, ma chère, voilà le bracelet!

Ella riefs mit huldvollem Lächeln und strich, während sich die Liebhaberin antiker Schmucksachen mit geschäftiger Hast entfernte, nachlässig das Geld ein.

An diesem Tage war es Frau Constanze infolge des gesellschaftlichen Trubels, der in ihrem Hause herrschte, absolut unmöglich, in diejenige Stimmung zu geraten, deren sie notwendig bedurfte, um ihren Gemahl unter vier Augen zu sprechen. Aber für den anderen Morgen, für den zweiten Feiertag, hatte sie sich diese in ihrer Art ganz einzige Überraschung aufgespart.

An diesem Vormittag saß sie, Unruhe im Gemüte und das Armband in der Tasche, im Familienzimmer am Frühstückstisch und wartete auf ihren Mann. Das Drama war der Entwickelung nahe.

Da tönen draußen Schritte, die Thür springt auf und Herr v. Waldau eilt auf seine Frau zu.

— Mein liebes Weibchen, ruft er und zieht einen kleinen verhüllten Gegenstand hervor, darf ich Dir heute noch eine Freude machen? —

Madame weiß nicht, wie ihr geschieht, sie wickelt das Papier auseinander, klappt ein Etui auf und sieht ihren Augen entgegenfunkeln — die goldene Schlange.

— Denn heute, fügt der musterhafte Gatte hinzu und küßt ihr zärtlich die Hand, heute ist unser Hochzeitstag!

Der Hochzeitstag! freilich, den hatte Madame über ihrer Eifersucht ganz vergessen. Wie träumend hält sie das Armband in den Händen, sie sieht in das ehrliche Gesicht ihres Gemahls, — dann kommt ihr die außerordentlich vernünftige Idee, daß es mit Fräulein Ellas Reif doch wohl eine andere Bewandtnis haben müsse.

Frau v. Waldau ist eine Dame von Energie, sie hatte es schon mehrfach bewiesen. Sie schwieg weislich still, ging am nächsten Tage zu dem ersten besten Juwelier und zeigte ihm Ellas einstigen Schmuck, mit der Frage, was er wert sei.

— Das Gold ist sehr dünn, erwiderte der Kenner achselzuckend, die Steine sind imitiert, es sind Simili. Das Dingchen hat noch keinen Wert von 30 Mark! —

Als Constanze ziemlich entnüchtert wieder nach Hause kam, da beichtete sie unter Thränen ihrem

Gatten die Geschichte von der goldenen Schlange. Der aber lachte herzlich über die teuer bezahlte Eifersucht und fand den amüsanten Scherz, wie er sich ausdrückte, so köstlich, daß er am Neujahrstage beim Rheinweinfrühstück die heitere Episode dem alten Sanitätsrat mitteilte.

Der ist aber nun keineswegs so verschwiegen, als ein Grab, denn er liebt die Gräber nicht. Auf diese Weise ist die Kunde von diesem kleinen Erlebnis in die Welt geflattert.

Coeur sticht.

In irgend einer stilleren Straße der lärmbrausenden Weltstadt wohnt ein Ehepaar, dem ein gütiges Geschick das Leben recht behaglich einrichtete.

Der würdige Hausherr ist Beamter im Ministerium und trotz der kontemplativen Ruhe, die sonst jene Klasse der Staatsbürger umfängt, wurde sein Herz vor drei Jahren bei dem Anblick seiner jetzigen Frau dermaßen gerührt und in eine so lebhafte Aktion versetzt, daß er Hals über Kopf beschloß, die junge Dame zu heiraten.

Und zwar holte er sie ganz frisch von den Brettern weg, auf denen sie zu jener Zeit kleinere Rollen spielte, bei deren Durchführung sie allerdings mehr durch ihre elegante Figur und ihr niedliches Gesicht, als durch ein besonderes Talent unterstützt wurde.

Die Neigung des ältlichen Junggesellen zu der lebensfrohen Schauspielerin, die nichts besser wußte, als daß sie jung und daß sie hübsch sei, fand sehr bald dadurch die entsprechende Direktive, daß Herr Franz Holzmann durch einen Zufall, wie ihn die

intriguante Hand des kleinsten Gottes so häufig den Staubgeborenen zwischen die Füße schiebt, die ehrenwerten Eltern der kleinen Bühnendame in D. kennen lernte, und zwar bei Gelegenheit einer Dienstreise, die er im Auftrag seiner Regierung dorthin unternahm.

Das war der Anfang zu näherer Bekanntschaft, das vermittelnde Bindeglied zwischen dem etwas steifen Subalternen, der noch immer glaubte, daß ‚Vatermörder' die schönsten Kragen der Welt seien, und zwischen der leichtblütigen Hulda, die nur zwei Ideale kannte, eine Toilette von Gerson und ein Menu bei Hiller.

Und als nun Herr Franz eines Tages in aller Form um die Hand seiner zärtlich geliebten Schönen anhielt, da sagten die Eltern ja und sie selbst sagte nicht nein, vielleicht in der sehr richtigen Vermutung, daß die Erfolge ihrer einjährigen Theatererfahrungen doch nicht zu solchen Erwartungen berechtigten, um darüber das behagliche und gesicherte Heim eines braven Mannes zu refüsieren.

So hatte die Hochzeit stattgefunden und die Beiden lebten in musterhaftem Nebeneinander dahin. Ihre blanke blitzende Häuslichkeit wurde nicht zeitweise durch kleine mutwillige Hände aus der Sauberkeit und Ordnung gerückt, denn einen geräuschvollen Kindersegen gab es in diesen Pfählen nicht. Vielleicht hatte ihn der fürsorgliche Himmel mit Rücksicht auf die Bequemlichkeit des pedantischen Hausvaters und seiner sich zu üppigen Formen entwickelnden Ehehälfte nachsichtig verweigert.

Seit dem letzten Vierteljahr freilich wollten den beiden Gatten die Tage nicht mehr so angenehm und kurzweilig vorwärts fliegen, wie früher, wo noch der Vetter des Hausherrn, der seit kurzem als Referendar beim Amtsgericht in L. fungierte, mit seinem trefflichen, an überraschenden Pointen reichen Humor, mit seiner liebenswürdigen Gabe durch sinnreiche Vorträge die Zeit zu kürzen und mit seinem ausgezeichneten Skatspiel ein täglicher Gast des Hauses gewesen war.

Wenn nun auch Cousin Ewald seitdem manchen Sonntag von dem nahen L. herüberkam, um das Andenken an seine Unentbehrlichkeit zweckentsprechend aufzufrischen, so war er doch in den Wochentagen fern, und da sich ein anderer Hausfreund nicht immer gleich fand, der den dritten Mann beim Skat abgegeben hätte, — Frau Hulda spielte nämlich selbst mit großem Vergnügen —, so machte sich der Ausfall dieser angenehmen Unterhaltung nach und nach recht fühlbar.

Zu dieser kleinen Sorge indes hatte sich ganz plötzlich in dem Herzen des Gemahls eine ungleich größere gesellt, die an ihm so geschäftig nagte, wie der Wurm am alten Holze. Er hatte in seiner Stellung häufig kurze Reisen zu unternehmen, die ihn in der Regel mehrere Tage von Berlin fern hielten. Kürzlich, von einer solchen Tour zurückgekehrt, trifft er einen Bekannten, der zu ihm sagt:

— Wie geht's denn, lieber Freund? Gestern abend war ich schon drauf und dran, Sie wieder

einmal zu besuchen. Ich ging bei Ihrer Thür vorbei und sah, daß Sie zu Hause waren, aber da lief mir ein alter Intimus aus Frankfurt in den Weg, der mich sofort in Beschlag nahm.

Der Beamte des Ministeriums lächelte würdevoll. —

— Sagen Sie, Verehrtester, woran merkten Sie denn, daß ich zu Hause war?

— Da Sie Hochparterre wohnen, fiel es mir nicht schwer, einen Blick durch die Fenster zu thun, obwohl die weißen Gardinen vorgezogen waren. Das Profil Ihrer Frau Gemahlin hob sich ganz deutlich von dem hellen Hintergrunde ab und dicht daneben stand eine männliche Gestalt, über deren Identität kein Zweifel walten konnte. Wahrscheinlich, Sie Glücklicher, befanden Sie sich grade in zärtlichem tête-à-tête mit Ihrem hübschen Frauchen! Leugnen Sie nicht!

Franz Holzmann erwiderte auf diese Worte nichts. Er murmelte etwas von ‚Unsinn' in den Bart, drückte dem anderen flüchtig die Hand und trennte sich von ihm.

Als er allein weiter schritt, da wurde er von einem Gefühl überrascht, wie er es nur einmal in seinem Leben empfunden hatte, an jenem Tage wo er sich mit Hulda verlobte und wo er dann am Abend spät einige Gläser über den Durst trank, ein Gefühl, als ob unter seinen Füßen der Boden schwankte. Und das war eigentümlich, denn heut war er ganz nüchtern. Ja, er hatte noch selten

mit solcher Schärfe kombiniert, wie gerade jetzt, und sich so blitzesschnell an die verschiedensten in unmittelbarer Vergangenheit liegenden Dinge erinnert, wie in diesem Augenblick.

Wer war gestern abend bei seiner Frau im Zimmer gewesen, wo er doch selbst im Dienst seiner Regierung weit von Berlin weilte?

Frau Hulda hatte erklärt, und zwar vollkommen unbefangen erklärt, sie hätte sich an dem bezeichneten Abend tötlich gelangweilt, weil sie so allein bleiben mußte. Der Gemahl wurde immer nachdenklicher.

Sollte der Bekannte, der ihm in seiner unbefangenen Manier eine so schwerwiegende Mitteilung machte, sich getäuscht haben? Aber nein, der Mann hatte ja ganz vorzügliche Augen und war ein seriöser Charakter, und durch die weißen Vorhänge konnte man bequem von außen ins Zimmer sehen, er, der Gatte, wußte das. Er hatte selbst oft, wenn er vom Bureau nach Haus kam, auf dem Trottoir der gegenüberliegenden Straßenseite gestanden und mit Befriedigung wahrgenommen, wie Hulda den Abendtisch servierte. Und nun hatte der ahnungslose Berichterstatter zu alledem von einer anscheinend zärtlichen Stellung gesprochen, die Herr Franz sich doch bewußt war, seiner Gemahlin gegenüber schon wer weiß wie lange nicht geltend gemacht zu haben.

Die Sache war zum Verrücktwerden, der Ministerialbeamte begann zu schwitzen.

Und jetzt wandert er weiter durch das Lärmen und Rauschen der gewaltigen Stadt. In seinem Kopfe

zucken die Gedanken wie elektrische Schläge, sein Erinnerungsvermögen greift zurück zu dem Tage, wo er seine Frau zuerst sah. Mit unerbittlicher Deutlichkeit steigen in ihm allerlei Bilder auf, die von der leichtgeschürzten Tugend der Jüngerinnen Thalias erzählen. Und dann fliegt die Hochzeit an seinem vibrierenden Geist vorüber und dann die Stunden der gemütlichen, lauschigen Häuslichkeit, und dann —

Mit einemmal steht Herr Holzmann still, fest, wie angewurzelt. Über ihn ist ein furchtbarer Verdacht gekommen: Ewald!

Und überall, wo er von jetzt ab seine Schritte hinlenkt, begleitet ihn dieses eine Wort. Wenn er des Nachts auf seinem Lager liegt und auf die ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge lauscht, die neben ihm hörbar werden, wenn er sich stöhnend von einer Seite auf die andere legt, dann läßt er an seinem Auge alle Minuten vorüberziehen, die er mit seiner Frau und dem Vetter verlebt hat.

Und je länger er sich die einzelnen Scenen zurückruft, und je deutlicher ihm einzelne an und für sich nichtssagende, aber unter dem Sehwinkel mißtrauischer Eifersucht schwer belastende Momente einfallen, um so klarer wird ihm das Eine: Die Beiden betrügen Dich!

Nun weiß er auch so ungefähr das Gefallen zu deuten, welches der vergnügungssüchtige Vetter stets an dem bescheidenen Amüsement des Holzmannschen Heims gefunden hatte, nun weiß er, weshalb Frau Hulda, so oft er von einer Dienstreise zurückkehrt,

so ganz und gar nicht den Eindruck macht, als sei ihr inzwischen die Zeit lang geworden.

Es war klar, absolut klar, der interessante Cousin, jedesmal benachrichtigt von der treulosen Gattin, flog ins warme Nest hinein, so oft er, der betrogene Gatte, von demselben ausflog! Aber wie war der Beweis zu erbringen, daß sie ihn verriet, sie, an die er sein Dasein geknüpft hatte, die er noch immer liebte und die hier an seiner Seite so ruhig schlummerte, wie es sonst nur die Unschuld thut?

Seufzend zerwühlte Franz Holzmann sein armes Gehirn. Ein Dienstmädchen, das man hätte befragen können, war im Haushalt nicht vorhanden, — Frau Hulda hielt sich nur vormittags eine Aufwärterin — also, wie sollte Licht kommen in diese Finsternis?

So zerbrach sich der würdige Beamte seinen Kopf und vergrößerte seine Unruhe von Tag zu Tag.

Da weilt er einmal Vormittags, wie gewöhnlich, im Ministerium vor dem aktenbedeckten Pult, als ein Bote der Kanzlei an ihm vorübergeht, der eine Depesche trägt. Holzmann streift dieselbe mit flüchtigem Blick, dann ruht seine Feder, sie gleitet aus der Hand und ihr Herr und Meister sitzt für einige Sekunden starr und still und blickt regungslos auf einen Punkt am Fußboden.

Plötzlich überzieht sein Gesicht ein freudiger Glanz, von der Art, wie man es bei Menschen beobachtet, die unverhofft auf einen guten Gedanken kommen. Er kann den Schluß der Dienststunden kaum erwarten, er arbeitet bis dahin hastig und

muß sich häufig zur Aufmerksamkeit zwingen, damit er bei der Sache bleibt.

Nun aber ist er endlich erlöst. Er eilt aus dem Bureau ins Freie und begiebt sich schnurstracks aufs Telegraphenamt, denn vorhin ist ihm eine kostbare Idee geworden. Er hat nämlich einen Weg gefunden, der ihm das strafbare Verhältnis, welchem er nun schon tagelang unausgesetzt nachspürt, mit einem Schlage enthüllen muß.

Er tritt in den Raum, wo die Depeschen aufgegeben werden. Als er das Formular ergreift, worauf er zu schreiben beabsichtigt, zittert seine Hand.

Dann denkt er nach.

— Die Abfassung ist die Hauptsache, die paar Worte müssen diskret sein und witzig zugleich, denn Hulda liebt den Witz!

Und Herr Franz Holzmann schreibt mit bebendem Finger: Komme heut abend. Fr. verreist. Coeur sticht. — Diese Depesche adressiert er an den Referendar Ewald M. in L. und liefert sie ein.

Dann geht der geheimnisvolle Beamte nach Hause. Er ist ungemein zerstreut und antwortet auf gelegentliche Fragen, die seine Gattin an ihn richtet, ganz verkehrt. Denn sein Denkvermögen ist total absorbiert von einer einzigen Sache und sein Interesse nimmt die Richtung nach L., wo der Cousin wohnt.

— Kommt Ewald heut abend auf dieses Telegramm, auf diese nichtssagenden zwei Zeilen, die gar keine Unterschrift enthalten, wo der Name ‚Franz‘ nicht einmal ausgeschrieben ist, kommt er daraufhin un=

fehlbar in meine Wohnung, so ist er entlarvt und sie mit ihm! — —

Der Abend nahte und legte sein flammenblitzendes Gewebe über die Reichshauptstadt. In den Straßen wandelte zwischen ‚der goldenen Jugend‘ das geschminkte Laster und die Droschken rasselten den Theatern zu. Von den Thürmen erklangen in regelmäßigen Pausen lang hingezogen sieben dumpfe Schläge, und die Normaluhren pflichteten der Konsequenz dieser Thatsache aufs pünktlichste bei.

Herr Franz Holzmann nebst Frau Gemahlin saßen beim Abendbrot. Madame entwickelte einen vorzüglichen Appetit, aber dem Familienvorstand wollten die Bissen nicht recht munden.

Verstohlen blickte er von Zeit zu Zeit nach der Thür, oder er lauschte mit unmerklichem Kopfneigen angestrengt nach draußen, als ob er von dort her etwas besonders Spannendes erwarte.

Plötzlich lassen sich Tritte auf der Treppe vernehmen, sie eilen hastig nach oben und jetzt sind sie bei der Wohnung angelangt. Und nun ertönt die Glocke? Nein, sie ertönt nicht, denn der freundliche Hausherr hat das Entree kurz vorher geöffnet, um einem etwaigen Besuch die Mühe des Klingelns zu ersparen, ihn direkt ins Innere zu dirigieren und auf diese Weise den drastischen Effekt der Überraschung zu erhöhen.

Horch! Jetzt erschallen die Schritte bereits auf dem Korridor, sie nähern sich dem Zimmer und Frau Hulda richtet sich erstaunt auf und sieht ihren

Gatten fragend an. Da öffnet sich die Thür und auf der Schwelle steht — Cousin Ewald.

Herr Holzmann hat sich erhoben und geht dem Eingetretenen langsam entgegen.

Aber der Vetter rührt sich nicht von der Stelle, er scheint über die Erscheinung des wackeren Franz so durchaus verblüfft und starrt seinen trefflichen Verwandten mit einer so entsetzten Miene an, als habe er einen Geist gesehen.

— Sieh da, lieber Ewald, Du kommst recht unerwartet!

In den Worten, welche Huldas Gatte als Willkommensgruß ruft, liegt ein Hohn, der dem harmlosen Beamten sonst fremd ist. Aber diese leidenschaftliche Nüancierung hat dem Juristen auch im Nu seine Selbstbeherrschung zurückgegeben.

Einen kurzen Kriminalblick wirft er noch in das erregte Gesicht seines Vetters und einen zweiten in die unbefangenen Züge der Hausfrau, die weiter nichts verraten, als ein natürliches Erstaunen über den plötzlichen Besuch, dann weiß der intelligente junge Mann, wer ihm depeschiert hat und zu welchem Zweck.

Kaltblütig tritt er weiter ins Zimmer vor.

— Ich kann mich von meiner Überraschung noch gar nicht erholen. Ich denke, Hulda ist verreist, und Du, um Deine Einsamkeit zu vergessen, hast einen Freund geladen und erwartest mich als dritten Mann beim Skat?

Herr Holzmann glaubt nicht recht gehört zu haben.

— Hulda — verreist, ich verstehe nicht —

— Nun bei allen Göttern, ich bin doch zurechnungsfähig! Hier ist die Depesche. Hier steht: Komm heut abend, Fr. verreist. Coeur sticht! —

Herr Holzmann mustert jetzt seinen Vetter mit einer Miene, als zweifle er thatsächlich an dessen Zurechnungsfähigkeit.

— Nun — und? —

— Nun und das kann doch nichts anderes heißen, ruft Ewald ungeduldig, als daß Deine Frau verreist und Du mich zum Skat einladest, zumal ich außer Dir in Berlin niemand wüßte, der das an mich depeschieren könnte! —

Franz Holzmanns Physiognomie sieht in diesem Moment nichts weniger als geistreich aus.

— Du bist ein Teufelskerl, Ewald, lacht er endlich. Ich will's nur gestehen, ich wollte Hulda eine Überraschung bereiten und Deinem Scharfsinn mit der abgerissenen Depesche eine kleine Nuß zu knacken geben. Na, mein Junge, Du hast die Schale zerbrochen und es ist billig, daß Du jetzt auch den Kern kostest. Also vorläufig, bitte, zu Tisch und dann zum Skat! —

So sprach der liebenswürdige Staatsdiener mit lächelndem Munde, aber in seinem mißtrauischen Innern beschloß er, dem zweifelhaften Pärchen von heut ab eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Somit war es eigentlich schade, daß er eine Stunde später nicht durch die Tischplatte sehen konnte, denn dort

unten, wo der Teppich lag, hätte er eine merkwürdige Beobachtung gemacht.

Als nämlich das Kleeblatt bei den Karten saß, hatte die Hausfrau bald zu Anfang ein hübsches Spiel in der Hand, während die anderen paßten. Da fühlte der geniale Referendar den zarten Fuß der glücklichen Hulda auf dem seinigen.

Die Blicke der Beiden begegneten sich im schönsten Einvernehmen und mit einem Druck auf Vetter Ewalds Stiefel, erklärte Madame:

— Coeur sticht!

Sein Werk.

Es war an einem schneewirbelnden Winterabende.

Sie fielen langsam hernieder, die dichten, feinen Flocken aus einem nebeltrüben Riesenschleier und hatten in kurzer Zeit die Häuser, Straßen und Plätze der Metropole mit einer nassen weißen Decke überzogen. Auch über ein stattliches Gebäude der Leipzigerstraße hatten sie sich herabgesenkt und nun lagen sie dort wie ein Leichentuch und hoben sich gespenstig ab gegen den dunkeln Nachthimmel.

Aber die Herrschaften, die unten im Konzertsaal fröhlich und guter Dinge bei einander saßen, wollten von so unheimlichen Bildern nichts wissen, — die Herzen der jungen Damen und Herren, welche sich in dem Tempel des berühmten Maestro zusammengefunden hatten, pochten im Takt mit den heiteren Melodieen, die vom Orchester herüberklangen.

Auch das kleine unschuldige Herz des Fräulein Margarethe schlug lebhafter. Nur war es schwer zu unterscheiden, ob an der Frequenz des Pulsschlages die prickelnden Tanzweisen die Schuld trugen, oder

das eifrige Gespräch eines eleganten Herrn in den Dreißigern, welcher an Margarethes Linken saß.

In jenen Konzerten war es eine auffallende Naturerscheinung, daß vermöge einer eigentümlichen Attraktionskraft, die von den Tischen ringsumher auszugehen schien, die einzelnen Herren immer dort Platz nahmen, wo die einzelnen Damen saßen. Diesem magnetischen Zuge folgend, befand sich der Kavalier, der sich unter dem Namen Felix vorgestellt hatte, an der Seite der noch kaum erblühten, höchstens siebenzehnjährigen Margarethe, und der knospenartige Zauber, der von ihr ausging, mußte diesem Herrn der Schöpfung wohlgefallen. Im Laufe der Unterhaltung hatte ihm die junge Nachbarin offenherzig erzählt, daß sie aus einer kleinen märkischen Stadt stamme, daß sie elternlos sei, hier in der Residenz bei einer alten Tante wohne und sich durch Stickereien ernähre.

Felix sprach ebenfalls viel. Er hatte ein bestrickendes Organ und ein verführerisches Lächeln, zwei Eigenschaften, die freilich die eine Merkwürdigkeit in sich schlossen, daß sie von ihrem Besitzer nur in Gegenwart besonders hübscher Mädchengesichter zum Vorschein gebracht wurden.

Und deshalb wurden diese Vorzüge heut Abend in hervorragender Weise sichtbar, denn Margarethe war in der That ein besonders hübsches Mädchengesicht. Über einem feinen, blassen Oval, aus dem zwei fragende Kinderaugen sehnsüchtig in die Welt lugten, ringelte sich ein Kranz tiefschwarzer Flechten

und unter ihm schimmerte eine klare Stirn von tadelloser Weiße.

Als der letzte Geigenstrich verklungen war und die Konzertbesucher sich zum Aufbruch rüsteten, brachte Felix seinen Mund an das Ohr Margarethes und flüsterte eine Frage. Sie errötete ein wenig, zerrte an ihren Handschuhen, welche sie gerade an die kleinen Finger streifte, und nickte.

Dann gingen die beiden dahin durch die Nacht. Und er sprach und sprach von allem Schönen und Lockenden, was das Leben bietet, und er zog von den Augen seiner neben ihm trippelnden Begleiterin einen Vorhang weg, hinter welchem sie alles wiederfand, was sie oft daheim zwischen ihren armen nüchternen vier Wänden geträumt hatte, und es war ihr, als lausche sie einem Märchen. Und die Stimme neben ihr klang in so tiefen sonderbaren Tönen und Margarethe spürte ein Etwas durch ihren Körper rieseln, ein beglückendes, unnennbares Etwas, das ihr Herz unaussprechlich weit machte und ihren Blick wie mit Thränen umflorte.

Als das Paar an Margarethes Hausthür angelangt war, nahm Herr Felix einen innigen Abschied. Er küßte ritterlich ihre Hand und neigte sich zu ihr mit einer so vertrauten Zärtlichkeit, daß es ihr vorkam, als kenne sie diesen Mann schon viele, viele Jahre. — — — — — — — — — — — —

Zwei Monate sind vergangen. Margarethe wohnt nicht mehr bei der Tante. Mit dieser braven, aber leider etwas spießbürgerlichen Frau kam es oft

zu Ärgernissen, wenn sie in der Zuversicht ihres gläubigen Herzens von dem fremden Herrn erzählte, der sich im Konzert jetzt immer an ihren Tisch zu setzen pflegte. Die welterfahrene Tante hatte diese Bekanntschaft mit wenig schmeichelhaften Titeln belegt und schließlich, als die Zusammenkünfte der beiden nicht mehr an den Konzertsaal gebunden blieben, erzählte die Nichte nichts weiter. Sie schwieg stundenlang in sich hinein und träumte. Und dann eines Tages, als sich ein Briefchen, von Männerhand adressiert, in die kleine Wohnung verirrte und ihn die alte Frau durch ihre Brille mit recht bösen Augen angesehen und darauf ihrer Schutzbefohlenen eine schreckliche Scene bereitet hatte, da war Margarethe auf und davongegangen. An der Schwelle unten schüttelte sie den Staub von ihren Füßen und trällernd mit leichtbeschwingten Sohlen lief sie in eine unbekannte Zukunft, ein Kind, das mit ausgestreckten Armen dem blitzenden, farbensprühenden Falter nachjagt. —

Felix hatte ihr einst gesagt, als man die Möglichkeit einer Trennung von der Tante ins Auge faßte, er werde sorgen.

Und er sorgte. Er war ja so engelsgut.

In der Königsstraße hatte er ihr ein trauliches, warmes Nestchen bereitet, bei dessen Ausschmückung ihm alle Grazien hilfreiche Hand geleistet zu haben schienen. Margarethe war im Himmel. Sie lehnte sich hingebend an den starken Willen, der jetzt für sie dachte und entschied und unter dessen

Regierung sie keine anderen Steuern zu entrichten brauchte, als Küsse und Liebkosungen.

Und Margarethe war in diesem Glück auch stolz. Denn Felix hatte ihr die Heirat in Aussicht gestellt und diesen Termin auf den kommenden Frühling festgesetzt.

Margarethe wandelte im seligsten Liebestraum. Sie verweigerte dem Mann ihrer Anbetung nichts, und das mächtige Feuer, das in ihrem kleinen, thörichten Herzen brannte, das flammte nun an ihrem Lager als Hochzeitsfackel und hauchte mit wärmendem Strahl ihr kindisches Gewissen in Schlaf. — —

Eines Abends, nachdem Felix Tags zuvor sehr verstimmt fortgegangen war, wartete Margarethe zur bestimmten Stunde, daß er kommen sollte.

Sie lauscht auf den wohlbekannten Tritt, den sie schon immer unten im Hausflur hört, — vergeblich, Felix kommt nicht.

Sie wartet den nächsten Tag, sie wartet noch zwei Tage, Felix bleibt aus.

Margarethe denkt — nein sie denkt nichts, sie kann nichts denken. Ihr Blut pocht fieberhaft an die Schläfe, ihre Sinne verwirren sich. Und als er auch am fünften Tage nicht kommt, da blickt sie angstvoll auf die Wände des Zimmers, sie streckt abwehrend ihre Arme aus, ihr ist es, als würde sie erdrückt, und die Kehle ist ihr wie zugeschnürt, und sie will nicht ersticken, sie muß ins Freie. Sie eilt auf die Straße. Da steht sie nun mit fliegendem Haar in flüchtigster Toilette. Wo will sie hin?

Der Wind kommt schmeichelnd und fährt um ihr blasses Haupt und bläst die dumpfen Gedanken von ihrer Stirn. Sie atmet auf und besinnt sich, daß Felix ihr gesagt habe, er führe im Geschäft von Marcus u. Co. am Kaiserplatz die Prokura. Weiter hat er ihr von seinen Verhältnissen nichts mitgeteilt. Margarethe denkt daran, sie weiß aber, daß dazu bei dem süßen Getändel keine rechte Zeit war und daß die Stunden immer grausame Flügel hatten. Und jetzt — Margarethe unterdrückt einen Schrei. Sie hat schon Zeit verloren.

Wie eine Mutter, der man ihr Kind raubte, so ungestüm und wild stürmt sie dahin durch die Flut gleichgiltiger Menschen, von denen ihr mancher verwundert und kopfschüttelnd nachschaut, manch einer auch mit begehrlichem Lächeln.

Sie frägt in dem großen Geschäftsraum, wo ein ununterbrochenes Summen und Bewegen ist, nach Felix.

Mit bedauerndem Achselzucken wird ihr der Bescheid. Man spricht zu ihr teilnehmend und neugierig, wie zu einer Unbekannten, die man für geisteskrank hält. Der Herr, den die junge, verstört blickende Dame sucht, hat hier niemals existiert.

In Margarethes Brust krampft es sich zusammen. Es zittert durch ihren Körper eine namenlose dumpfe Angst, ein schemenhaftes Schreckensbild, dem sie keine bestimmten Farben leihen kann, fliegt vor ihre Seele und treibt sie vorwärts.

Sie irrt umher mit schwankenden Füßen, mit

einem wilden, müden Lächeln um die bleichen Lippen, weiter, immer weiter . . . .

Die Laternen sind angezündet, Margarethe befindet sich in der Leipzigerstraße. Wie sie dorthin gelangte, weiß sie nicht. Als sie sich der Ecke der Charlottenstraße nähert, muß sie bei einer Gruppe vorüber, die plaudernd am Rande des Trottoirs steht. Ein Herr nimmt von einem anderen Herrn und einer Dame Abschied.

Dieser andere Herr ist — Felix.

Margarethe öffnet ihre Augen weit, unheimlich weit, durch ihr Herz fährt es wie ein jäher, zuckender Schlag, ihr Fuß stockt nur einen Moment, dann weiß sie, was sie thun muß.

Sie eilt dem ersten Herrn nach. Eine halbe Entschuldigung stammelnd, berichtet sie etwas von einer auffallenden Ähnlichkeit und bittet, ihr den Namen und Stand jenes Bekannten zu nennen, der soeben fortgegangen sei.

Der Interpellierte ist ein artiger Mann. Er berührt seinen Hut, gleichzeitig nennt er einen fremden Namen und einen fremden Stand.

— Und wer ist die Dame? forscht das todtenblasse junge Mädchen.

— Das ist seine Frau! —

Ein markerschütternder Schrei macht einen in der Nähe postierten Schutzmann aufmerksam. Er läßt die Unbekannte, welche dort bewußtlos auf offener Straße zusammengesunken ist, nach der nächsten Sanitätswache schaffen. — — — — — — — —

Ein Jahr später.

Im Residenztheater sitzt der Schriftsteller Ernst B. an der Seite seiner etwas zur Korpulenz neigenden besseren Hälfte. Plötzlich zeigt diese auf eine gegenüberliegende Loge und sagt zu ihrem Mann:

— Wer mag nur dort die auffallend gekleidete Dame sein, die unausgesetzt herüberstarrt? Der demimonde, meine ich, sollte man die ersten Plätze überhaupt verbieten!

Der Gemahl sieht auf.

Er hat schnell die Betreffende gefunden und ebenso schnell überzieht sein geistvolles Gesicht eine fahle Nüance. Er rollt den Theaterzettel zu einem zwecklosen Knäuel zusammen und schaut angelegentlich auf die Bühne.

— Gott weiß, murmelt er, ich kenne sie nicht. Aber sieh nur, wie brillant die ‚Theodora' insceniert ist! — —

Das Stück war zu Ende. Im Korridor drängten sich die Menschen.

Frau B. gerät in die Nähe der Verfehmten aus der Loge und jetzt bemerkt sie, wie die Unbekannte ihren Mann mit flammenden Blicken mustert. Das wird der Gattin zu arg.

— Aber Ernst, spricht sie ziemlich laut und verächtlich, Du mußt diese Person doch kennen!

Da steht Margarethe, die gesunkene Margarethe, vor der ehrbaren Frau.

— Gewiß, Ihr Herr Gemahl kennt mich. Aber auch Sie sollten mich kennen lernen, gnädige Frau. Ihr Herr Gemahl ist ja ein berühmter Autor. Sie

sollten sich für seine Arbeiten interessieren. Ich, wie ich hier stehe, geächtet und gemieden von sittsamen Leuten, ich bin — sein Werk! —

Als Margarethe verschwunden war, sah sich der Schriftsteller nach seiner Frau um. Aber er fand sie nicht.

Sie war allein nach Haus gefahren.

Demaskiert.

Die hübsche junge Gräfin Palzau hatte seit einigen Monaten einen eigentümlichen Wandlungsprozeß durchgemacht. Während sie sonst am Arm ihres Gemahls mit feurig unternehmenden und ein klein wenig koketten Blicken über die teppichbelegten Parkets der exklusiven Kreise dahinrauschte, war kaum ein Vierteljahr verflossen, daß sie aus unbekannten Gründen vor der Welt einen praktischeren Ernst zur Schau trug. Sie, von deren Lippen sonst mit den Champagnerkorken um die Wette zündende Witzworte sprangen, führte jetzt beschauliche Sprüche im Munde und plante Gott wohlgefällige Werke, so daß die diensteifrigen Kavaliere, die einst wie schimmernde Falter die farbenprächtigen Blüten dieser Frau umkreist hatten, vor dem entsagenden Weihrauchduft, der jetzt durch ihren Garten strich, die Schwingen zur Ruh setzten.

Der Gemahl der gnädigen Gräfin zuckte zu dieser „bizarren Laune" die Achseln und ging im übrigen seine eignen Pfade, die ihn auf die Rennplätze, in die Spielsäle und sonstwohin führten. Er zerbrach sich seinen Kopf nicht darüber, weshalb sie ihre Lebens-

weise geändert hatte, denn, offengesagt, fand er seine Frau nicht mehr interessant genug, um noch lange über sie nachzudenken. Und er hatte ja überdies für seinen Mangel an Teilnahme vor seinem Gewissen eine Entschuldigung, er war nämlich schon drei volle Jahre verheiratet und „Bah, wer schwärmt noch für das, was man kennt? Lächerlich!" —

Dennoch war die Frau Gräfin keine alltägliche Erscheinung.

Gerade jetzt hebt sich ihr zartes Profil in leidender Schönheit von den dunkeln Haarflechten ab, die wie dicke, schwere Samtbänder vom Scheitel herab auf den weißen Untergrund eines zarten spitzenbesetzten Lagers fallen. Die stolze Büste schimmert durch die kleinen Öffnungen der Kanten, welche das Nachtgewand begrenzen, und hebt und senkt sich traumhaft unruhig. Eine Ampel, von der Decke her wie ein großes, glühendes Auge herabblinzelnd, wirft ein weiches, mattes Licht auf die Schläferin.

Die Gnädige erwacht. Sie richtet sich empor und streicht mit der rechten Hand über die Stirn, als wollte sie dort einen quälenden Gedanken fortwischen. Während sie nun vollends die Federdecke zur Seite schiebt, schlüpft sie in den seidengefütterten Schlafrock, sie streckt einen Moment wie sehnsüchtig beide Arme aus nach einem nebelhaften entfernten Phantom, dann wandelt sie schnell und seufzend im Zimmer auf und nieder.

Die Frau Gräfin leidet ohne Zweifel unter der Wirkung irgendwelcher unruhiger Vorstellungen, die zur Nachtzeit, wo die Erde in dunkle Träume gelullt

ist, wie Sturmvögel das wachende Menschenhaupt umkreisen. Vielleicht aber leidet sie außerdem unter dem schwülen Druck der komprimierten Atmosphäre.

Sie öffnet jetzt einen Fensterflügel und läßt die kühle Gartenluft eines nelkenduftenden Sommermonats herein. Wie das wohlthut!

Nun tritt sie in den Hintergrund zurück und drückt dort einen kleinen, weißen Knopf, welcher aus der Wand hervorlugt.

Keine zwei Minuten sind verflossen, als die Thür sich öffnet und ein junges, schlankes, braunäugiges Mädchen auf der Schwelle erscheint.

Es ist Marie, die Kammerzofe.

Die Frau Gräfin nimmt ein Buch vom Tisch, schlägt es auf und reicht es der Dienerin: Hier, lies!

Und Marie liest mit ihrem angenehmen tiefen Organ, wie sie es häufig des Nachts thun muß, um der Gnädigen die Zeit zu kürzen.

Sie liest eine jener Ehebruchsgeschichten, an denen der ästhetisch Gebildete die psychologische Kunst und die Lebenswahrheit der Darstellung bewundert, während der Leser von geringerer Qualität nur den „pikanten Hauch" herauszufischen pflegt.

Dieses Genre der Erzählung goutierte die fromme Frau ganz besonders.

Marie liest von dem Freiherrn und seiner Gemahlin, von der Gleichgiltigkeit zwischen den Beiden und von der schönen, blonden Erzieherin, die dem Herrn des Hauses so gut gefiel. Und als sie an die Stelle gekommen ist, wo der Freiherr der jungen

Dame ein kleines Briefchen zusteckt und wo diese den Inhalt des Billet-doux sich klopfenden Herzens vorbuchstabiert, da glaubt die Gräfin, die erst ziemlich teilnahmlos, dann aber mit immer wachsendem gespanntem Interesse zugehört hat, eine seltsame Beobachtung zu machen.

Die Stimme der Vorleserin nämlich beginnt jetzt, von Abspannung und Müdigkeit besiegt, wie ein flackerndes Licht hin und her zu schwanken. Einigemal stockt sie sogar gänzlich, und als die Gnädige ihre Zofe schärfer ins Auge faßt, da ist es ihr, als wäre das Gesicht derselben in Purpurröte getaucht.

Hastig erhebt sie sich, nein, sie springt auf, ein nervöses Zittern hat sie durchrieselt.

— Es ist gut, geh schlafen, ich habe genug gehört. —

Nun steht sie wieder allein dort, die Gräfin Palzau. Aber über sie ist jetzt eine Erregung gekommen, die zwischen aufquellendem Ärger und frohlockender Freude das Gleichgewicht hält.

— Ja, ruft sie, es ist kein Zweifel. Das macht mich frei, das — — — — doch still, ganz still, fährt sie flüsternd fort und schaut behutsam und scheu um sich, wenn ich mich nun täuschte? Vielleicht war es doch nur Mattigkeit, was das junge Ding vorhin befiel, vielleicht las sie doch nicht ihre eigene Geschichte? Vielleicht irre ich mich auch in den Blicken, die der Graf auf sie zu richten liebt, wenn er sich unbeobachtet glaubt? Aber nein, o nein! Es ist ja handgreiflich, er taugt auch nichts, sie taugen alle

nichts, bis auf — o, Ihr süßen, seligen, einzigen Stunden! murmelt sie dann mit einemmal und küßt die Luft, die vor ihren schwellenden Lippen fließt.

— Doch ich muß Gewißheit haben, fährt Madame fort und lacht ein heimliches herzerfrischendes Lachen, volle Gewißheit! Ich werde ihm morgen das Verständnis auf den Kopf zusagen. Seine Verlegenheit und seine Bestürzung werden mir recht geben. Ja, so soll es sein. —

Dann geht die Frau Gräfin befriedigt auf ihr Lager zu, sie atmet tief auf, wie befreit, und sinkt ermüdet in die Kissen. Sie schließt die Augen zum Schlaf, aber der Schlaf will ihr nicht kommen, denn eine Flut wirbelnder, beseligender, frohlockender Gedanken hält sie wach.

Frohlockender Gedanken? Wo sie auf dem Punkt steht, ihren Mann bei verbotenen Früchteu zu ertappen?

Weshalb nicht? Fromme Weiber sind unberechenbar. — —

Am nächsten Vormittag ließ die Gnädige anfragen, ob ihr Gemahl zu sprechen sei.

— Der Herr Graf sind ausgeritten! meldete der Diener, indem er die Hacken zusammenzog und den Kopf neigte.

— Auf Nachmittag denn, dachte die Herrin und ein böser, trotziger Zug irrte um ihren kleinen Mund.

Der Nachmittag kam, mit ihm' der Graf. Er saß an seinem Schreibtisch und gab sich dem ernsthaften Geschäft hin, sein Spielkonto der vergangenen

Woche zu überschlagen, als ihm die Gräfin gemeldet wurde.

Sie trat ein in grande toilette, denn sie beabsichtigte später in den ‚Verein zur Hebung gefallener Dienstboten‘ zu fahren, dem sie präsidierte.

Der Graf ging seiner Gemahlin mit chevaleresker Haltung entgegen und beugte sich nieder, um ihre Hand zu küssen.

— Hinweg! rief die junge Frau und zog den Arm zurück, während ihr Gesicht geschickt den Ausdruck eines beispiellosen Abscheus annahm. Du hast mich hintergangen. Mit meiner Dienerin Marie, diesem heuchlerischen Geschöpf, diesem Kind des Satans hast Du hinter meinem Rücken angeknüpft. Ja, leugne noch, es hilft Dir nichts. Ich habe Deine Blicke wohl gesehen, ich habe auch sie beobachtet, ich habe Beweise, untrügliche Beweise, o, mich hintergeht man nicht, — ich weiß Alles!

Nach dieser so eklatanten und mit einer solchen Heftigkeit hervorgestoßenen Beschuldigung blickte die Gräfin triumphierend auf ihren Gemahl. Denn dieser hatte sich langsam in einen Sessel fallen lassen. Hätte sie indes näher zugesehen, so würde sie die Bemerkung gemacht haben, daß sein Gesicht nichts weiter zeigte, als ein grenzenloses Staunen.

Nach der angedeuteten Richtung wenigstens war er unschuldig, er fühlte das in diesem Augenblicke als eine gewisse Genugthuung. Die Frau Gräfin hatte sich gründlich getäuscht.

Er erhob seine Hand, um den Redestrom, der

noch immer floß, zu dämmen, und um sich zu rechtfertigen. Vergebens.

Die fromme Dame, die einmal im Zuge war, ging jetzt bei der Anklage ins Detail. Mit Hilfe einer bewundernswerten, aber leider etwas überreizten Fantasie entwickelte sie den psychologischen Zusammenhang dieser sündhaften Liaison, schilderte sie wie eine zürnende Seherin den Anfang dieser verwerflichen, pflichtwidrigen Neigung, gelangte schließlich durch alle Stadien der Gewährung hindurch und schleuderte dabei ihre Pfeile mit einem solchen Geschick, daß der Graf, wenn er nicht mit dem Panzer der absoluten Schuldlosigkeit umgürtet gewesen wäre, sicherlich an keiner Stelle seines Gewissens einen unversehrten Fleck behalten hätte.

Immer lauter schwoll die belastende Stimme an, immer schneller flogen die Worte von den Lippen, immer lebhafter wurden die Bewegungen, die, getreuen Sekundanten gleich, den Angriff begleiteten.

Da mit einemmale, gerade in jenem Moment, wo der Graf seine Frau mit unausgesetzter, maßloser Verwunderung betrachtete, schnellt er, gepackt von irgend einer ungeheuerlichen Gedankenkombination, von seinem Sitz empor und greift in seinem Erinnern zwei Tage zurück. —

Der Hauptmann von . . . . ., welcher in der Friedrichstraße ein reizendes Junggesellenheim besitzt, dem will er einen Besuch machen, den er ihm schon über Jahr und Tag schuldig ist.

— Der Herr Hauptmann sind ausgefahren, müssen

aber bald zurück sein. Vielleicht warten der Herr Graf? —

Der Salon, den die Wirtin öffnet, weist zahlreiche galante Nippes auf. Der schneidige Kompagnieführer war auch außerdienstlich nicht wenig für die Reize kleiner Attaken empfänglich, bei denen der besiegte Teil okkupiert zu werden und in den zeitweiligen Besitz des Siegers überzugehen pflegt.

Der Graf nickt bei der Betrachtung dieser raffiniert-pikanten Zimmereinrichtung mit dem Kopf. Er kannte den Hauptmann. Ein toller Renner! Über seine Züge gleitet ein frivoles Lächeln.

Aber der Erwartete kommt noch immer nicht, der Graf hat bereits eine Viertelstunde gezögert. Die Geschichte wird ihm uninteressant, er schreitet gedankenlos hin und her, bis er zufällig vor dem Papierkorb stehen bleibt. Unwillkürlich wirft er einen Blick hinein. Dort aus der Tiefe blinkt ein weißer Zettel, auf welchem verschiedene Zahlen stehen.

Gelangweilt streckt der Graf seine Finger aus und zieht das Papier hervor.

— Eine Skatberechnung, in der That, etwas sehr alltägliches!

Gleichgiltig will er den Zettel wieder in die Tiefe schleudern, als er ihn mechanisch umwendet. Was hier steht, ja freilich, das ist bedeutend origineller. Der Graf hält offenbar das Stück eines Briefes in der Hand. Durch eine Laune seines Verfassers schien derselbe nicht an den Ort seiner Bestimmung gelangt zu sein.

Der Graf liest die zwei flüchtigen Zeilen, dann liest er sie noch einmal und beschließt das indiskrete Blättchen einstweilen an sich zu nehmen, um es bei nächster Gelegenheit gegen den unverwüstlichen Hauptmann, diesen liebebedürftigen Schwerenöter, als scherzhaften Trumpf auszuspielen. Darauf begiebt er sich wieder auf den Rückzug, denn das lange Warten gehörte nicht zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. — — — — — — — — — — — —

Das alles war es, was dem Grafen blitzschnell durch die Seele flog, was ihm mit einem jähen Schlag an die Pulse seines Herzens klopfte, als er die erregte Gemahlin vor sich stehen sieht mit erhobenen Armen, die sie anklagend wider ihn schüttelt, vor sich stehen sieht in einer Toilette, die ihrem schönen Wuchs verbindlich schmeichelt, ihm aber, dem starr Hinblickenden, das Blut sieden macht.

Er hat sich niemals für die Fragen der Bekleidungskunst interessiert, doch warum bohrt er denn jetzt seine heißen großen Augen mit einer so krampfartigen Teilnahme auf das crêmefarbige Kleid und auf die burgundroten Schleifen? —

Er wendet er sich ab, er geht schwerfällig auf den Schreibtisch zu und öffnet ein Fach, dem er einen kleinen Zettel entnimmt. In seinem Innern hört er etwas, das zu ihm spricht: Ist sie schuldig, wird sie unter diesem Beweis zusammenbrechen! —

Er macht eine Bewegung zur Gräfin hin und sagt:

— Ehe ich Dir auf Deine Beschuldigungen ant-

worte, erlaube, daß ich Dich lobe. Das Kostüm, welches Du trägst, ist im Geschmack vollendet. Ich mache Dir mein Kompliment und außerdem dem Herrn Hauptmann . . . . . . Bitte, lies!

Sie thut einen halben Schritt vor und reißt ihm das weiße Stückchen aus der Hand. Sie überfliegt die paar armseligen Zeilen, darauf stößt sie einen Schrei aus, einen ganz durchdringenden und durchaus weltlichen Schrei und dann gleitet die fromme Frau bewußtlos neben dem Divan auf den Teppich.

Auf dem Papier aber standen nur die abgerissenen Worte: Wenn ich denn, geliebtes Herz, à tout prix den Ausschlag geben soll, so wähle für Deine neueste Toilette jenes kleidsame Genre, in welchem die Fürstin . . . . . beim letzten Hofball Triumphe feierte, ich meine crêmefarbigen Stoff mit burgundroten Schleifen . . . .

Der Graf Palzau hatte mit einemmal die Erklärung für die Frömmigkeit seiner Frau gefunden, — sie war demaskiert. Er setzte schweigend seinen Hut auf und verließ das Zimmer.

Er hatte mit dem Hauptmann noch eine Rechnung zu begleichen.

Das Pendant.

Der Graf Maurus nebst Gemahlin gehörte, nach allen maßgebenden Anzeichen zu schließen, in die Kategorie der glücklichen Sterblichen. Sie waren beide reich, sie hatten drei allerliebste Kinder, sie spazierten infolge ihrer vornehmen Geburt und ihres Vermögens den anderen plebejischen Staub-geborenen auf den Köpfen herum und schließlich, — sie lebten in Frieden und Eintracht.

Es fanden sich freilich gute Nachbarn und getreue Freunde, die von der zeitweise maßlos ausbrechenden Heftigkeit des Grafen zu erzählen wußten, aber das that dem freundlichen Bilde des Familienglücks keinen Abbruch, denn der Hausherr galt als eine kuriose Spezialität, dem die Gemahlin die Ergüsse eines cholerischen Temperaments nicht allzu hoch anzurechnen pflegte.

Graf Maurus war fast drei Monate im Jahre auf Reisen. Bald strich er an irgend einer Meeresküste herum, bald marschierte er durch irgend eine Wüste, um, wie er selbst erzählte, einmal später ein großes ethnologisches Werk zu schreiben, oder, wie seine Bekannten behaupteten, für das Renommee

eines Sonderlings, in dem er stand, den thatsächlichen Beweis zu erbringen.

Seit dem ersten Oktober hatte die Gräfin eine neue Erzieherin engagiert. Diese junge Dame folgte einer jungen Engländerin nach, welche im gräflichen Hause als das non plus ultra einer perfekten Lehrerin gegolten hatte.

Ja, Fräulein Jane, die am letzten September mit den Wandervögeln fortzog, war eine Perle. Sie wußte nicht nur im Kinderzimmer ungeahnte pädagogische Erfolge zu erzielen, sie verstand es auch meisterhaft, so oft die Gebieterin Gesellschaft bei sich sah, einen Teil der repräsentativen Pflichten auf ihre schmalen Schultern zu nehmen.

Schmal waren die Schultern, ohne Zweifel. Aber das Gesichtchen, süß und lieblich in seinem unbefangenen Ausdruck, hatte einen so vornehmen, englischen Schnitt und saß auf einer so graziösen, aristokratischen Gestalt, daß die Frauen Fräulein Jane als durchaus lady-like betrachteten und ihr die Männer bewundernd nachsagten, sie habe „Race“.

Und welches war der Grund, weshalb die bevorzugte Ausländerin ihre Stellung aufgegeben hatte?

Während der Monate Mai und Juni war die gräfliche Familie und Fräulein Jane im Seebade gewesen, Anfang August kehrten sie zurück, zu der nämlichen Zeit, wo der Graf sich auf eine seiner berühmten Reisen begab. Man hatte kaum versucht, sich in der Residenz wieder heimisch zu machen, als Jane durch

einen Brief aus England an das Krankenlager ihrer einzigen Schwester gerufen wurde. Die Gräfin gab der jungen Dame Urlaub und die Tochter Albions dampfte ab nach den Gestaden ihrer Heimath.

Der Ausgang des August sah sie jedoch schon wieder in dem Kreise ihrer erziehenden Thätigkeit. Sie blickte freilich infolge der Krankenpflege noch ein wenig bleich, aber bald blühten die Rosen wie vordem auf ihren Wangen.

Gegen Mitte des Monats September kehrte auch der Graf von seiner gelehrten Fahrt zurück und schilderte mit feurigem Interesse die Eindrücke einer Partie des Orients, die er bisher noch nicht interviewt hatte.

Um das Eintreffen des gräflichen Forschers in entsprechend würdiger Weise zu feiern, wurden die Einladungen zu einem Souper von zwanzig Gedecken abgeschickt. Am Tage nach dem Souper sah die Gräfin, wie Fräulein Jane mit verweinten Augen herumging und hörte, wie sich der Gemahl in einem Ausbruch seiner bekannten Heftigkeit beschwerte, daß die Erzieherin gestern Abend mit einem der anwesenden Herren in der taktlosesten Weise kokettiert habe.

Die Gnädige versicherte zwar, nicht das Geringste von einem ungebührlichen Benehmen an Jane bemerkt zu haben, aber der Graf wurde immer erregter und rief: In meinem Hause dulde ich so etwas nicht. Ich habe dem Fräulein meine Meinung bereits klar und bündig ausgedrückt. Ihre Antwort war eine Kündigung, sie will fort, ich werde sie nicht halten! —

So war Jane gegangen.

In den ersten Tagen des Oktober beschloß die Gräfin, sich eine stille Freude zu gönnen.

Brave Frauen finden ihre Freude häufig darin, ihren Männern eine solche zu bereiten, und so faßte Madame den lobenswerten Entschluß, sich für ihren Gatten in Öl malen zu lassen, ein Gedanke, dessen Realisierung der Graf im letzten Jahre häufig als seinen Lieblingswunsch angedeutet hatte.

Der Professor J., ein im Porträtfach sehr bekannter Künstler, dessen Bilder namentlich von dem Adel stark begehrt wurden, empfing den Besuch der Gräfin, die mit ihm das Nähere verabredete. Bald darauf fand die erste Sitzung im Atelier des Professors statt.

Die Gnädige lehnte in einem antik geschnitzten Sessel und bemühte sich, denjenigen freundlichen Ausdruck in ihre Züge zu legen, dessen der Künstler auf seiner Leinewand bedurfte, um den Effekt des Bildes zu erhöhen.

Eine Viertelstunde lang hatte der Maler eifrig gezeichnet und das Original musterhaft still gesessen, als eine kurze Erholungspause eintrat.

Während der Professor mit einer höflichen Entschuldigung für wenige Minuten das Atelier verließ, griff die Gräfin, ein wenig ermüdet und gelangweilt, nach einer Skizzenmappe, welche auf einem kleinen Tischchen lag. Langsam betrachtete sie Bild für Bild, als sie plötzlich ein lautes, lebhaftes: Ah! ausstieß.

In ihrer Hand ruhte ein großes weißes Blatt und auf dieses Blatt waren mit flüchtigen aber meisterhaften Strichen die Konturen einer weiblichen

Gestalt hingeworfen, welche von einem Felsstück herab ins Meer hinaus blickte.

Diese Gestalt war — Jane.

— Sagen Sie, Herr Professor, redete die Aristokratin hastig den eingetretenen Maler an, wo haben Sie diese Skizze entworfen? —

— Das war in einem ziemlich primitiven Seebade, entgegnete der Künstler, einem kleinen, wenig besuchten Strandort der Nordsee, wo ich mich Studien halber im Sommer aufhielt. Die Dame, wie Sie auch hier auf dem Papier sehen werden, wird interessant durch die anmutigen Linien ihres Profils und die ungezwungene vornehme Haltung ihres biegsamen Körpers. Es war eine englische Lady. Den Namen habe ich vergessen, obwohl ich ihn wußte. Ich sah sie drei Wochenlang täglich, so oft sie mit ihrem Gemahl an der Düne promenierte!

— Mit ihrem Gemahl? —

Die Gräfin wurde während dieser Mitteilung des Professors von den widersprechendsten Empfindungen bestürmt und auf ihrem Gesicht wechselte Schreck mit Erstaunen.

— Sie war verheiratet?

— Gewiß, Frau Gräfin, so wenigstens stand es im Fremdenbuch!

— Und wann sind Sie in jenem Seebade gewesen? forschte die Dame weiter, blaß vor Erregung.

— Das kann ich ganz genau angeben, ich war dort im Monat August. Doch da Sie, Gnädigste, für dieses Bild Teilnahme zu haben scheinen, will ich Ihnen das Pendant dazu zeigen, — den Gemahl

der Engländerin, der ebenfalls eine für Künstleraugen nicht alltägliche Physiognomie besitzt!

Der Professor suchte in der Mappe, Madame aber begleitete seine Finger mit nervös gespanntem Interesse, das sich in dem Zucken ihrer Mundwinkel und dem unruhigen Flackern ihrer Augen kennzeichnete.

— Hier ist das andere, sprach der Künstler und hielt seiner vornehmen Kundin eine zweite Skizze hin, es ist der Gemahl!

Ja, es war der Gemahl! Die Gräfin blickte auf dieses Bild so unheimlich starr, so tödlich erschrocken, als sähe sie etwas Furchtbares vor ihren Augen aufsteigen.

Der Mann, der sie da aus den schmucklosen, aber naturtreuen Kreidestrichen ansah, das war freilich ein Gemahl, aber er gehörte nicht der „englischen Lady", wie sich Fräulein Jane im August genannt hatte, er gehörte ihr selbst, — es war Graf Maurus.

Mit einer Selbstbeherrschung, wie sie nur Frauen in kritischen Augenblicken eigen ist, erhob sich die Gräfin, teilte dem Künstler mit mattem Lächeln mit, daß sie zu angegriffen sei, um heut noch weiter zu sitzen und empfahl sich.

Auf dem Wege nach ihrer Wohnung hatte sie hinreichend Zeit, sich klar zu machen, daß man ein Sonderling sein und im Orient ethnologische Forschungen anstellen, daß man aber trotzdem immer noch Lust und Zeit behalten könne, um in einem verschollenen Nordseebade einer jungen Erzieherin den Beweis zu liefern, wie schön sichs zu zweien leben läßt.

Nun wußte Madame mit einem Mal, weshalb der Graf behauptet hatte, Fräulein Jane habe kokettiert. Sie war ihm lästig geworden, die gepflückte Frucht hatte das Ansehen verloren, er fand einen billigen, aber verletzenden Tadel und sie — ging.

Noch an demselben Tage hatte die Gräfin mit ihrem Gemahl ein längeres Gespräch, dessen Inhalt Geheimnis blieb. Aber am nächsten Vormittag fuhr der Graf in Begleitung zweier riesiger Lederkoffer per Eilzug nach dem hohen Norden, vielleicht, um sich dort abzukühlen, da ihm bei jenem Gespräch möglicher Weise etwas heiß geworden war.

Bis aufs Haar.

Frau Oberst Arnstein galt in ihren Kreisen als „beauté“. Sie war noch jung und verstand alles dasjenige meisterhaft, was mit einem Ballfächer oder einem Theelöffel in Verbindung gedacht werden kann. Das Haus, wo sie mit ihrem Gemahl wohnte, umschloß nach der Ansicht mehrerer älterer Baronessen und einiger erfahrener Kammerherren ein sogenanntes Familienglück.

Als der pensionierte Oberst vor zwei Jahren sein vielbewundertes Weib heimführte, da war er stolz darauf, daß er trotz seines vorgerückten Alters und der Spärlichkeit seines Haupthaares zwei jüngere schneidige Bewerber aus dem Felde geschlagen hatte, aber im Innern legte er sich öfter als gerade nötig die Frage vor, ob die reiche Erbschaft, welche er kurz vorher gemacht und die ihm ein beinahe fürstliches Vermögen überlieferte, bei dem Jawort der Neunzehnjährigen nicht instinktiv mitgesprochen habe.

Solche Gedanken indes wurden durch den gesell=

schaftlichen Trubel der Residenz im ersten Jahr der Ehe zurückgedrängt. Man ging viel unter Andere und Andere kamen wiederum, kurz, dem wackeren Oberst war zu großem Nachdenken nicht viel Zeit geblieben.

Und die junge Frau? Nun, die amüsierte sich in dem neuen Revier, wo sie als Mittelpunkt schleppentragend durch erleuchtete Säle rauschen konnte, vortrefflich, sorgte für ihren Mann, daß ihm keine jener traulichen Handreichungen fehlte, welche, indem sie das Eheleben von dem Junggesellentum unterscheiden, die Fessel unter Umständen so angenehm machen, und war eine Beneidenswerte.

Zu den Gästen des Arnsteinschen Hauses, die uneingeladen zu jeder Zeit Zutritt hatten, gehörte auch der Legationssekretär Felix von Horst.

Dieser Edelmann war nichts weniger als hübsch, er hatte im Gegenteil ein glattrasiertes, breites, starkknochiges Gesicht, aber er besaß andere Tugenden. Seine biegsame Gestalt erzählte von großer Jugend, sein unschöner Kopf trug eine Fülle schwarzer Haare, sein Verstand war hell, Felix sprach ausgezeichnet und spielte unübertrefflich Whist. Diese letzte Eigenschaft hatte ihn bei dem Hausherrn allmählich unentbehrlich gemacht.

Soweit wäre das friedliche Bild einer geselligen Häuslichkeit schattenlos gewesen, hätte nicht seit kurzem der Oberst gewissen Zuflüsterungen sein Ohr geliehen, welche ihm die sonstige Unbefangenheit

raubten und ihm im Spiel die tollsten Schnitzer machen ließen. Man sprach nämlich .....

Doch das blieb diskret, das erfuhr niemand. So rauschten die Monate weiter und deckten mit dem Flügelschlag ihrer Stunden manches Leid und manch' heimliche Freude. —

Anfang Mai, in jenen prachtvollen Tagen, wo der Frühling seinen ganzen Überfluß verschwenderisch ausschüttet, da saß auf einem Dachfirst der Louisenstraße ein Vogel mit roten Beinen und klapperte.

Es war der Storch.

Und in der ersten Etage stand die Wärterin und hielt den Erstgeborenen dem freudestrahlenden Papa entgegen.

Gerührt und beglückt drückte dieser einen Kuß auf die kleine Stirn, plötzlich jedoch fuhr er zurück. Der Storch draußen freilich hatte rote Beine, das war seine Natur, aber mußte er denn deswegen ein Baby bringen, ein reiches und hocharistokratisches Baby, welches — rote Haare hatte?

Herr Arnstein wandte sich ab.

Seit undenklichen Zeiten hatte keiner seiner Vorfahren diese verpönte Farbe unter dem Helm getragen und auch die Familie seiner Frau war nach dieser Richtung hin tadellos.

Wie war dieses Rätsel zu ergründen?

Wiederum blickte der Vater auf den jungen Zuwachs, welcher mit geschlossenen Augen im Kissen lag.

Das Gesichtchen war auffallend stark, namentlich traten die knochigen Teile ohne jede Anmut hervor, das Kind dort war selten unschön.

Dem tapferen Offizier, der vor Sedan so kaltblütig dem Kugelhagel trotzte, klopfte das Herz in lauten Schlägen, er dachte an jene dunkeln Gerüchte, welche mit Fledermausflügeln sein Haupt umschwirrten, und er sah im Geiste ein anderes ebenso unschönes Gesicht vor sich aufsteigen.

Er ballte die Faust.

Noch einmal betrachtete er das Pfand seiner Liebe. Je länger er hinsah, desto deutlicher wurden diese Züge, diese weichen unschuldigen Kinderzüge, die in jeder Linie an etwas schreckhaft Bekanntes erinnerten, aber dennoch, — ja, hier war ein Hoffnungsstrahl!

Auf dem Köpfchen dort schimmerte es rot und Felix — hatte schwarze, ganz tiefschwarze Haare.

Rot aber ehrlich, murmelte der alte Oberst aufatmend und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war wenige Tage später.

Herr Arnstein, von dem prachtvollen Wetter ins Freie gelockt, machte eine Promenade durch die Straßen. Auf dem Rückwege wollte er, wie er alltäglich pflegte, beim Friseur mit vorsprechen, um mit Hilfe geschickter Bürstenstriche seine Mitmenschen über den thatsächlichen Bestand seines Haar-Vermögens hinwegtäuschen zu lassen. Da sah er, wie er so langsam dahinschlenderte, eine Firma vor sich, die

ihm Felix schon einigemal angelegentlich empfohlen hatte.

Er trat ein und der duftende Jüngling ging mit Kamm und Bürste ans Werk.

Nachdem die Prozedur beendet war, wagte der Künstler zu bemerken:

— Möchten es der Herr nicht nächstens einmal mit einer Tour versuchen? Das Verfahren ist doch so einfach und so außerordentlich bequem, ja heutzutage, fast möchte ich sagen, ist es Mode geworden. Außerdem können Sie sich jede beliebige Farbe wünschen, blond, braun, schwarz, wie Sie wollen! —

— Was Sie sagen, entgegnete Herr Arnstein, der immer noch ein wenig eitel war, und den die Sache interessierte.

— Ganz gewiß, fuhr der Gesprächige fort. Da hab' ich zum Beispiel vor zwei Jahren einem jungen Herrn, der sehr spärliche rote Haare hatte, einen prachtvollen schwarzen Kopf hergestellt, und ich sage Ihnen, mein Herr, Sie würden schwören, daß diese Haare Natur sind!

Der Angeredete faßte in diesem Augenblick, wie um sich zu stützen, mit der rechten Hand nach dem Tisch, neben welchem er stand, und seine Stimme klang eigentümlich heiser, als er hastig erwiderte:

— Ein Wort noch, wie — hieß der Herr, von dem Sie sprachen?

— Bitte, das kann ich Ihnen sofort mitteilen! Dienstbeflissen und gleichgiltig wendete der Fri-

seur eine Seite nach der andern in dem großen Verkaufsbuch. Endlich hatte er gefunden, was er suchte.

— Der Herr hieß Felix von Horst, Legationssekretär! —

— Ich danke Ihnen, versetzte der alte Oberst mechanisch, dann stand er draußen im Straßengewühl.

Aber von dem Geräusch der Millionenstadt hörte er nichts. Nur etwas hörte er in seinem Innern mit furchtbarer Deutlichkeit, die Worte: Ähnlich bis auf's Haar.

Erkannt.

Der Zeitpunkt, wann Frau Banquier Saalberg zuerst auf ihren Mann eifersüchtig wurde, ließ sich schwer feststellen. Aber soviel stand außer allem Zweifel, daß die Dame, die freilich nicht mehr zu den jüngsten und schönsten zählte, an jenem Tage einer halben Ohnmacht nahe kam, wo der ihr von Gott und dem Standesamt sanctionierte Eheherr sie in einer zärtlichen Stunde Hermine nannte.

Hermine, so war es, und nicht anders!

Nun hieß aber die Frau des Banquiers zufällig Laura. Zwar verbesserte der Hausherr sofort den lapsus linguae, jedoch in dem Herzen seiner Gattin, das schon infolge mannigfacher vorhergegangener Anzeichen, wie sie nur der Instinkt der betrogenen Frauen fühlen kann, über die Untreue des Gemahls nicht mehr in dubio war, dort in dem leidenschaftlichen Herzen wirkte der Name Hermine fort und bereitete Kummer und schreckliche Qualen.

Überall, wo Madame ihre Augen haften ließ, sah sie mit großen Zügen jenen einen Namen geschrieben, und ihre geschäftig arbeitende Phantasie stellte sich darunter ein Weib vor, ein schreckliches,

von ihr gehaßtes Weib, aber ein Weib, jedenfalls viel, viel schöner, als sie.

Unter ihren Bekannten hatte Frau Laura „fürchterliche Musterung" gehalten, aber keine von allen wollte Hermine heißen. Und immer tiefer zerwühlte die Eifersucht die Brust der beunruhigten Frau, und um so schrecklicher litt sie, als sie in Beziehung auf den Gegenstand, dem offenbar die Huldigungen des sittenlosen Gemahls galten, in absolutester Dunkelheit wandelte.

Da geschah es in dieser Zeit, daß Herr und Frau Saalberg eine Einladung zum Abendessen bei Sanitätsrat K. erhielten, die sie im Hinblick auf die alte Freundschaft zu jenem Hause mit Freuden annahmen. Als die Normaluhren der Residenz auf ein viertel nach acht Uhr zeigten, schwebte die Frau des Finanziers über eine teppichbelegte Schwelle in große, festlich geschmückte Räume, wo sie von den liebenswürdigen Gastgebern mit gewohnter Herzlichkeit empfangen wurde.

— Mein Mann kommt in einer halben Stunde nach, er hatte noch eine wichtige Depesche zu erledigen, erwiderte sie auf die Frage nach ihrem Gatten. Einstweilen wurden der neu Eingetroffenen verschiedene fremde Herren vorgestellt und die Bekanntschaft mit denjenigen Damen vermittelt, die ihr noch unbekannt waren.

— Frau Doktor Bankow! tönte es jetzt an ihr Ohr in geschäftigem Tonfall, und mit graziöser Handbewegung wies der Sanitätsrat auf eine jugend-

liche Gestalt, die sich mit vielem Chic verbeugte: Das also war diejenige, von der die medisante Welt sich schon so Manches erzählt hatte. Frau Saalberg umfaßte gewandt mit einem einzigen Blick das Exterieur der vor ihr Stehenden und wechselte darauf, wie es den Frauen eigentümlich ist, unter fortwährendem kritischen Beobachten ihres vis-à-vis, verbindliche Worte mit demselben.

Wenn die Beiden so zusammenstanden, hätte man sie, was den Wuchs und die vollen Formen betraf, leicht für Geschwister halten können, aber auf dem Gesicht der Doktorsfrau lag der glänzende Schimmer der Jugend, welcher die prachtvollen, kaum zwanzigjährigen Züge zu einer Schönheit stempelte. Nur in den Augen dieser auffallenden Erscheinung glimmte ein unruhig flackerndes Feuer und wenn man hineingeschaut hatte, konnte man wohl begreifen, was alle Welt wußte und was die Fama ihr wie eine Schleppe nachtrug.

Von ihrem Mann, der in Berlin praktizierte, hatte sie sich bald nach der Hochzeit — es hieß wegen eines Kavallerie-Lieutenants — abgezweigt und seitdem lebte sie schon ein volles Jahr einsam in einer stillen, aber nichtsdestoweniger luxuriösen Häuslichkeit.

Die Familie des Sanitätsrats kannte sie bereits von früher her, der Verkehr indes hatte sich seit der sensationellen Trennungs-Affaire zerschlagen. Als sie nun aber vor Kurzem wiederum offizielle Visiten gemacht hatte und durchaus intakt auftrat, da nahm man keinen Anstand, über jene malitiösen Gerüchte

hinweg, welche außerdem niemand verbürgen konnte, den vielbesprochenen Gast in dem gesellschaftlichen Kreise willkommen zu heißen.

Laura dachte an alles dies, als sie sich mit ihrer Nachbarin unterhielt, und, da in jedem Weib bekanntlich ein kleiner abenteuerlicher Zug steckt, blickte sie mit einer gewissen neugierigen Bewunderung auf das interessante junge Gesicht.

Plötzlich kam eine andere Dame auf das Paar zu, eine weitläufige Verwandte der Frau Doktor, wie man wußte, und sagte zu dieser: Wir haben uns ja heut Abend noch gar nicht gesprochen, liebe Hermine! —

Hermine!

Da war es heraus, das große Wort, das Wort, welches der Madame Laura schon seit Wochen den Schlaf raubte. Zunächst stand sie wie gelähmt, dann aber, als sei eine Erleuchtung über sie gekommen, wurde es in ihrem Innern von hundert Gedanken lebendig und jeder einzelne rief: Das ist die Hermine, die Du suchst! Wo hatte sie nur ihre Augen gehabt, das nicht auf den ersten Blick herauszufinden. Sie erinnerte sich, daß ihr Mann sich früher einmal von dem Doktor Bankow wegen eines äußeren Leidens hatte behandeln lassen und aus dem Grunde häufig in dessen Wohnung gewesen sei. Jetzt verstand sie alles. Sie brauchte nur an Hermines Ruf zu denken. Aber sie mußte noch die Probe haben auf dieses Exempel, und diese Probe — da war sie schon.

In dem Moment nämlich trat der Banquier ein und begrüßte die Anwesenden. Als er sich der anmutigen séparée näherte, fing seine nervös gespannte Gattin, die heut Abend mit wahren Detektiv-Augen sah, einen Blick auf, den er zu Hermine hinwarf, einen sekundenlangen zärtlichen Blick, der mehr sprach als alle Worte.

Frau Saalberg ballte unter dem spitzenbesetzten Fächer ihre reichberingte Hand. Dann nahm sie hinter dem Schutz einer Fenstergardine während einiger Minuten eine beunruhigend grübelnde Stellung ein und dann attachierte sie sich für den Rest des Abends mit forcierter Lebhaftigkeit an die Verwandte der jungen Frau Doktor, ohne weder diese selbst, noch ihren eigenen ungetreuen Eheherrn auch nur auf Augenblicke aus der Kontrole zu verlieren.

Und je länger Laura beobachtete, um so deutlicher sah ihr geschärftes Sehvermögen den Verrat, der dort mit lächelnder und zuversichtlicher Miene Komplimente tauschte. Die Probe auf das Exempel stimmte. — — —

Nach einigen Stunden rüstete die Gesellschaft zum Aufbruch.

Infolge des exquisiten Menus und der anregenden Flüssigkeiten, die man zuletzt aus Champagnergläsern geschlürft hatte, war die Stimmung eine lobenswerte. Die scheidenden Gäste befanden sich auf dem Korridor, wo mit Hilfe der dienstbaren Geister als letzte Gabe die respektiven Mäntel und Hüte serviert wurden.

Frau Banquier Saalberg stand drei Schritt von ihrem Mann entfernt, welcher der gefährlichen Hermine, die an seiner Seite war, anscheinend gleichgiltig einige Phrasen zuwarf. Die Situation wurde erhellt durch einen Gasarm, der von der Wand her sein Licht spendete.

Mit einem male läßt der weibliche Teil der Anwesenden a tempo den bekannten Staccato-Schrei hören, während die Männer unwillkürlich einen Salonfluch unterdrücken. —

Was ist geschehen?

Das Licht ist verlöscht, ganz plötzlich, in der That, höchst fatal.

In diesem pechrabenschwarzen Moment fühlt der Banquier einen duftenden Hauch über seine Wange huschen und er hört eine leise Stimme an seinem Ohr, die zu ihm sagt:

— Komm morgen zu mir, abends neun Uhr, sei pünktlich! —

Jetzt flackert ein Streichholz auf, im Nu ist das Gas wieder in Thätigkeit. Der Banquier steht noch immer neben Frau Hermine und fährt in seinem unbefangenen Plauderton fort, seine Gemahlin aber schlüpft soeben in die wärmende Hülle und treibt den saumseligen Gatten zur Eile. —

Am anderen Nachmittag war Herr Saalberg ziemlich spät und sehr ärgerlich nach Hause gekommen, und äußerte während des Abendbrotes zu seiner Frau, daß er heute noch in den Bezirksverein müsse, wo Generalversammlung sei und wichtige Fragen

zur Debatte ständen. Gegen halb neun Uhr verabschiedete sich der gewissenhafte Mann, dann ging er fort.

Wie er so dahinschritt auf den blanken Trottoirs mit eilig vorwärtsstrebendem Schritte, da waren es allerdings keine kommunalen Interessen, die durch seinen Kopf zogen. Ach nein, der ehrenwerte Financier hatte andere Gedanken.

Vor seinen aufgeregten Sinnen und seiner entflammten Phantasie stieg jetzt zu später Stunde in seinem ganzen verführerischen Zauber das Götterweib empor, in dessen Banden er nun bereits dreiviertel Jahre die beneidenswertesten Sklavendienste that.

Wie fein diese kleine Intriguantin mir gestern das mündliche Billet-doux zustellte, dachte er, welche Geistesgegenwart sie besitzt!

Und er beflügelte seinen Lauf. Nicht lange darauf war er vor dem Ziel seiner Sehnsucht, vor ihrer Wohnung, angelangt.

Er schreitet auf das Haus zu, das im Abenddunkel still und schweigsam daliegt. Es ist gerade neun Uhr. Er öffnet die schwere Hausthür und jetzt, in der rings herrschenden Finsternis, fliegt ihm von drinnen eine Gestalt entgegen von bekannten Dimensionen, die Züge verhüllt mit einem dichten Schleier — Hermine.

— Was bedeutet das, mein Kind? fragt der Don Juan mit gedämpfter Stimme. —

— Du erfährst es später, giebt sie ebenso halb-

laut zurück und winkt einer Droschke, die in träger Ruhe wartend auf der anderen Straßenseite steht.

Die Herrschaften steigen ein, Hermine hat dem Kutscher eine Weisung gegeben. Wohin? Ihr getreuer Sklave weiß es nicht, auch kümmert es ihn wenig, denn als sie im Wagen sitzen, bricht die junge Dame in Thränen aus.

— Aber, theure Hermine, ich beschwöre Dich, was heißt das alles?

Keine Antwort, sie schluchzt weiter, bis über ihre Lippen, wie in Verzweiflung hingehaucht, das eine Wort springt: Mein Mann!

Der Banquier hat begriffen. Hermines Mann, gesetzlich von ihr nicht geschieden, hat das Recht, ihre Wohnung zu betreten, und er hat es gethan, heute, ohne Zweifel, daher diese Thränen und daher diese Flucht. Aber richtig, wo geht die Fahrt hin? Ah, der Wagen hält.

Die Geliebte steigt aus, der Kavalier folgt, die Droschke rasselt weiter. Einen schnellen Blick wirft Herr Saalberg um sich, dann tritt er, aufs höchste erstaunt, einen Schritt zurück:

— Hermine, wo sind wir?

Sie stellt sich dicht vor ihn, eine Straßenlaterne hat die Güte, sehr nahe zu leuchten.

Die Dame reißt den Schleier vom Gesicht und vor dem zur Bildsäule erstarrten Banquier steht — seine Gemahlin Laura, seine kluge Frau, die gestern den Gashahn so geschickt ausdrehte, dann selbst ihrem lieben Mann die zärtliche Bestellung zu-

flüsterte, von der die Frau Doktor keine Ahnung hatte, und die den Ungetreuen schließlich in dem nämlichen Augenblick in Beschlag nahm, als er blind in die Falle lief.

— Folge mir, herrscht sie ihm zu, und er, bestürzt, gebrochen, zermalmt, folgt ihr willenlos nach oben in die eigene Wohnung, und dort —

Ja dort! Welche Feder wäre kühn genug zu schreiben, wenn eine betrogene Frau zürnt? — —

Die Konzertbekanntschaft.

In der einsamsten Gegend, wo das Straßengewirr sich zu verlieren beginnt, liegt ein schmuckes, ansehnliches Gebäude. Dort wohnt in der zweiten Etage ein ältlicher Herr mit einem etwas schwammigen Exterieur, der Rentier Moritz Sailinger. Derselbe ist schon geraume Zeit über die Funfzig hinaus und gilt allgemein für sehr wohlhabend und sehr geizig. Mit seiner jungen Frau, die er unter Empfangnahme einer hübschen Mitgift vor einem Jahr geheiratet hat, soll er wegen der bewußten Sparsamkeit nicht eben sehr glücklich leben und man erzählt sich, daß Madame den Sommeraufenthalt in Pankow, — welchen sie seit kurzem, um ihre Nerven zu kräftigen, bezogen hat, aus eigner Tasche bezahle. Obwohl der Rentier nach der Meinung derer, die ihn nur oberflächlich kennen, von seinen Zinsen lebt, hat er Geschäfte und Sorgen, die seinen Ideenkreis mit Ausnahme einer menschlichen, im weiteren Verlauf dieser Geschichte auftauchenden Schwäche ausfüllen. Irgendwo in einem der lebhaftesten Stadtviertel besitzt er ein kleines, verschwiegenes Comptoir, in welchem er seine Geschäfte betreibt und seinen Sorgen nachhängt.

So war es auch einstmals um die schöne Junizeit, wo auf blühenden Ästen draußen die Nachtigall lockte. Aber Herr Sailinger hatte wichtigeres zu thun, als sein Herz der Poesie des Sommers zu öffnen, die ja bekanntlich nichts einbringt.

Er saß statt dessen auf einem alten Drehstuhl vor einem wurmstichigen Stehpult und berechnete die Einnahmen, welche ihm im verflossenen Monat aus gewissen Vorschüssen erwachsen waren, zu denen in der Regel ein weißes Blanket und meistens ein notgedrängter Kavalier gehören.

In der That, es darf nicht verhehlt werden, der alte, joviale Moritz Sailinger mit seinem gutmütigen Lachen und mit seinen kleinen, zärtlichen, verschmitzten Augen lieh Geld auf Wechsel. Ja, die besser Unterrichteten behaupteten sogar, daß er trotz seiner äußeren kordialen Vorzüge innerlich ein hartgesottener Sünder sei, der von Haus aus seinen Beruf verfehlt habe, weil er zum Kravattenmacher ein außergewöhnliches Talent mit auf den Weg bekommen habe.

Besagter Ehrenmann war in seine Kombinationen vertieft, als es an die Thür klopfte.

— Herein!

Im eleganten Kostüm, das Monokle herablassend ins linke Auge geklemmt, in der rechten Hand einen dünnen, biegsamen Stock schwenkend, trat Herr v. Erling ins Zimmer.

Der junge Aristokrat, in dessen Äußerem ein gewisses Etwas an höhere bureaukratische Formen erinnerte, schritt gleichmütig auf den Rentier zu.

— Ich komme inbetreff des Wechsels, der übermorgen fällig wird. Sie versprachen, ihn zu prolongieren. Ich bitte jetzt darum, da ich nicht bei Kasse bin!

Der alte Mann hatte diese Einleitung mit angehört, indem er die einzelnen Worte mit einem langsamen, freundlichen Nicken begleitete. Er faltete nun seine runden Hände über dem Bauch zusammen und erwiderte lakonisch:

— Ich verspreche manches, mein werter Herr v. Erling. Die Hauptsache bleibt, ob ich's halte. Diesmal halte ich's nicht. — Geben Sie Acht, — Sie zahlen mir entweder übermorgen 6000 Mark nebst Zinsen, oder — —

Herrn v. Erling war mit einemmal das Monokle entfallen. Er griff mit der Rechten nach dem Stuhl, der neben ihm stand, und machte mit seinem tadellos frisierten Haupt eine zuckende Bewegung. Dann blickte er wortlos auf die liebenswürdigen Züge des vor ihm Sitzenden. Was er in diesem Augenblick dachte, das schnürte ihm die Kehle zu. Die Deckung der Summe war eine Unmöglichkeit. Wenn die Prolongation nicht erfolgte, was dann?

Kaum im höheren Staatsdienst eine beachtenswerte Sprosse erklommen, galt es den Abschied, galt es die gesellschaftliche Vernichtung wegen eines — protestierten Wechsels.

— Aber, bester Herr Sailinger, ich — —

— Schon gut, fiel ihm der gemütliche Rentier ins Wort, Sie beschwören mich, natürlich. Kenne das!

Aber es nützt Ihnen nichts, glauben Sie mir, es nützt Ihnen rein gar nichts. Ich prolongiere nicht, das ist mein letztes Wort!

Ein Aufstöhnen, wie man es von schwer Kranken vernimmt, klang dumpf durch den Raum. Herr v. Erling war auf einen Stuhl gesunken und hatte jede Fassung verloren, auch das Spazierstöckchen, denn es lag auf der Erde.

Ein müder, zerschlagener Mann, richtete der Kavalier jetzt das Haupt empor und fragte tonlos:

— Giebt es keinen Ausweg?

Der Rentier erhob sich. Sein Gesicht zeigte in diesem Augenblick den Ausdruck einer großartigen Befriedigung. Erst ging er einigemal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor seinem Besuch stehen:

— Herr v. Erling, Sie sind ein vielseitiger Mann. Ich muß es anerkennen. Den Tag über dienen Sie dem Staat und die übrige Zeit —

— Nun? Der Aristokrat runzelte die Stirn.

— Dienen Sie den schönen Frauen, fuhr Moritz Sailinger mit lieblichem Augenzwinkern fort. A la bonheur, ich weiß, ich weiß, sagen Sie nichts. Wo käme auch sonst das viele Geld hin? Da trifft sich's nun just, mein teurer Herr, daß ich auch den schönen Frauen gewogen bin, eine Schwäche von mir, ich gebe es zu. Doch unsereiner, Du lieber Gott, hat nicht immer die Gelegenheit, seinen stillen Liebhabereien nachzugehen, aber wenn er sie einmal hat, meine ich, soll er sie auch benutzen!

Bei diesen Worten versuchte der kleine geizige

Mann seiner Physiognomie einen Zug von Pfiffigkeit zu verleihen, der ihm gut stand.

— Wie ich gehört habe, sprach er weiter, indem er wohlwollend lächelte, — ich höre nämlich so manches —, empfangen Sie seit kurzem in Ihrer Wohnung häufig den Besuch einer auffallend schönen Dame. Nun, ich liebe auch Jugend und Schönheit, mein bester Herr v. Erling, — hier hüstelte Moritz Sailinger mit unnachahmlicher Grazie, — merken Sie auf, was ich Ihnen vorschlagen will, den einzigen Ausweg, den es für Sie giebt!

Mit flüsternder Stimme sprach der Rentier einige Minuten, bis Herr v. Erling mit einem plötzlichen Ruck emporschnellte.

— Das verlangen Sie von mir? stammelte er hastig.

Die rundliche Gestalt vor ihm rieb sich die fleischigen Hände und nickte.

— Die Betreffende ist eine Konzertbekanntschaft vom letzten Winter her, murmelte der Gast. Unser Verhältnis, das übrigens erst wenige Monate alt ist, hat etwas Geheimnisvolles, etwas Mysteriöses, möchte ich sagen, denn die Dame hat mir noch nicht einmal ihren Namen verraten. Sie begreifen daher —

— Um so besser, schaltete der Geldmann ein, der jetzt in kühlem Geschäftston sprach, was man nicht kennt, kann man nicht kompromittieren. Aber natürlich, ganz wie Sie wollen. Wollen Sie nicht, — schön; dann zahlen Sie übermorgen die bewußte Kleinigkeit.

Herrn v. Erling rinnt der Schweiß von der Stirn. Was hier von ihm begehrt wird, schlägt aller Kavaliersehre ins Gesicht. Aber der Versucher vor ihm mit seiner teuflischen Freundlichkeit hat die Macht, und das Wasser ist gestiegen, höher, immer höher, bis an den Hals —

— Ich nehme den Vorschlag an, sagt plötzlich der Aristokrat und holt tief Atem. Den Kopf hält er abgewendet. Also, wie denken Sie sich die Sache?

— Höchst einfach, entgegnete der Rentier, indem er die Finger der linken Hand ausspreizte und mit dem Daumen der Rechten langsam darüberhin fuhr, wir treffen uns morgen — doch zunächst geben Sie mir gefälligst Ihr Ehrenwort, daß Sie das Verlangte thun wollen!

— Zum Teufel, ja, ich gebe es Ihnen! rief der andere ungeduldig.

— Ausgezeichnet, nun hören Sie weiter. Also wir treffen uns morgen Abend in dem Restaurant von Dolfi, das Ihnen ja bekannt sein wird. Dorthin kommen Sie mit Ihrer Dame. Sie stellen mich als Ihren Onkel vor und, wie ich mir schon vorhin anzudeuten erlaubte, werden Sie die Gelegenheit herbeiführen, die meinen Wünschen entspricht.

— Gut denn, erwiderte Herr v. Erling mit harter Stimme und zusammengezogenen Brauen. So soll's sein. Haben Sie den neuen Wechsel?

Der Rentier füllte das Blanket aus, ein Federzug des jungen bleichen Herrn und die Sorge um die Beschaffung von 6000 Mark war auf drei Mo-

nate hinausgeschoben. Das alte Papier zerriß der Wucherer in Fetzen. Zwei Minuten später hatten sich die beiden Ehrenmänner getrennt. — —

Es war am nächsten Abend. Im Dolfi'schen Restaurant, dort wo die elegante Welt sich bei Wein und diskreter Bedienung gern zu Zweien ergötzt, brannten um die neunte Stunde die Gaskronen. Weiche Teppiche, die an der Erde lagen, machten die Schritte der Eintretenden geräuschlos und die dunkel abgetönten Möbel nebst den faltigen Renaissance-Portièren verbreiteten in dem saalartigen Raume, der durch Halbwände in viele einzelne lauschige Nischen geteilt war, eine traumhafte Behaglichkeit.

In einer dieser Nischen saß vor einer halben Flasche Rüdesheimer Berg der Rentier Moritz Sailinger. Er sah unruhig und gespannt aus. So oft er das Glas an den Mund führte, that er es mit einer gewissen Andacht, welche der auf der Weinkarte vermerkten Höhe dieses Trunkes aufs innigste entsprach. Ab und zu flogen seine Augen listig und ungeduldig dem Eingang entgegen, sie wollte noch immer nicht kommen, die unbekannte Göttin des Herrn v. Erling, die ihm neulich ein Geschäftsfreund, ein ‚Kenner in solchen Sachen', aus eigener zufälliger Anschauung mit verlockenden Farben geschildert hatte. Moritz Sailinger begriff jetzt, wo er so unmittelbar vor einem galanten Abenteuer stand, wie er es schon zu dutzenden malen in dieser oder jener Form durchgekostet hatte, seine eigne Aufregung keineswegs. War es vielleicht der ungewohnte be-

täubende Duft, der in diesem verwünschten Lokal Gott weiß woher ausströmte und sich leise und heimtückisch auf die Seele legte; war es der Wein, der ihm in den Kopf fuhr und dort die geordneten und nüchternen Gedanken rebellisch machte, — Moritz Sailinger wußte es nicht, aber er fühlte, wie sich allmählich eine drückende Beklommenheit, verbunden mit einer höchst seltsamen Unruhe, seiner bemächtigte.

Da öffnet sich die Thür.

Ein junger modefarbener Herr und eine Dame von graziösem Wuchs und auffallender Schönheit treten ein.

Moritz Sailinger erhebt sich.

Aber er wirft nur einen Blick, einen kurzen, einzigen Blick auf die Konzertbekanntschaft des Aristokraten, als sich seine Züge verzerren. Er schwankt einen Schritt auf das Paar zu, ein unartikulierter Laut dringt aus seiner Brust, die Schultern hat er hochgezogen und jetzt —

— Bitte, mein Herr, sagt ein Kellner mit gedämpfter Stimme und legt seine Hand intervenierend auf den Arm des alten Mannes.

Der Rentier klappt zusammen, er greift nach seinem Hut und wankt, von dem höflichen Garçon geleitet, auf die Straße.

— Was war das? frägt Herr v. Erling seine Begleiterin, und sieht ungeheuer verblüfft aus.

— Das war mein Mann! versetzt die Dame. Dann läßt sie sich resigniert in den nächsten Stuhl fallen.

Die Extra-Vorstellung.

Der junge Baron Hellwig, Student der Cameral-Wissenschaften und Einjährig-Freiwilliger im . . . Regiment, hatte sich seit kurzem in die talentvolle, jugendliche Schauspielerin vom Stadt-Theater, in Fräulein Adda, sterblich verliebt.

Mit dem Mut und jener bekannten Schneidigkeit, welche man dem Soldatenstande nachrühmt, hatte er sich eines schönen Tages zu ihr begeben, ihr ein prachtvolles Bouquet für fünf Mark höchsteigenhändig überreicht und sie über ihre brillanten Leistungen vom Abend vorher außer allem Zweifel gelassen.

Die junge Dame, eine sympathische, anziehende Erscheinung, die der Schminke nicht bedurfte, um auch privatim hübsch auszusehen, betrachtete mit innerem Humor und mit einer gewissen überlegenen Ironie ihren bartlosen Kavalier, der dort auf dem Fauteuil vor ihr saß in der Selbstüberschätzung seines Standes, in der Hoffnungsfreudigkeit seiner zweiundzwanzig Jahre und der Hilflosigkeit seines mangelnden Esprits.

Denn was die liebenswürdige und geduldige Adda zu hören bekam, von dem Soldatenleben, von

den Felddienstübungen und von dem gestrengen Herrn Oberst v. Hartleben, das hatte sie aus anderer Quelle schon viel geistvoller sagen hören. Als der Baron Hellwig sich endlich verabschiedete, nahm er die Überzeugung mit, daß er auf das Herz seiner angebeteten Dame ‚Eindruck‘ gemacht hätte.

Aus diesem erhebenden Gefühl heraus faßte er dann wenige Tage später den Entschluß, an Fräulein Adda die Wirksamkeit der Deutschen Reichsbanknoten zu erproben.

Analog einer kleinen Episode, die er kürzlich in der Zeitung gelesen, schrieb er ihr einen Brief, worin er um ein Theaterbillet für irgend eine Vorstellung bat, und die Erlaubnis nachsuchte, sich dieses Billet am Abend vorher, wo Adda dienstfrei war, persönlich abholen zu dürfen, und worin er schließlich einen Hundert-Markschein gleichsam als einen entsprechend hohen Maßstab seiner Gefühle, Hoffnungen und Wünsche deponierte.

Da der Baron diesen Zeilen vorsichtig die Bitte hinzufügte, ihm im Fall keiner Billet-Vakanz, oder im Fall sein Besuch unerwünscht wäre, eine Antwort zukommen zu lassen, und er bis zum Abend keinen Refus erhalten hatte, so drückte er mit militärischer Pünktlichkeit Schlag acht Uhr an der Thür der ersten Liebhaberin den Knopf.

Die kleine Emmy, Addas Vertraute, öffnete und führte den unternehmenden Jüngling durch den nach vorn belegenen Salon, in welchem sich schwellende Teppiche, üppige Divans und tausend Modethor-

heiten ausbreiteten, in ein einfacher gekleidetes Hinterzimmer.

Hier saß Fräulein Adda in dem ganzen Zauber ihrer zwanglosen Schönheit und schien soeben ihr Souper beendet zu haben. Mit liebreizender Miene schritt sie dem Gast entgegen und wollte ihm wahrscheinlich die Hände zum Gruß entgegenstrecken, da — horch! die Entreeglocke ertönt.

Adda hält ihren Schritt zurück und lauscht.

Die Zofe erscheint und meldet: Herr Oberst v. Hartleben!

Auf dem Gesicht des Barons ringt die Verlegenheit mit dem Entsetzen und Fräulein Adda tritt heftig und erregt auf ihn zu und flüstert:

— Das nenn' ich Malheur, Herr Baron. Es ist Ihr Oberst, der mir soeben die Ehre giebt, wir sind alte Bekannte. Er darf Sie hier nicht finden. — Sie verstehen mich. Dieses Zimmer hat leider keinen anderen Ausgang als durch den Salon und dort — wartet Ihr Vorgesetzter. Also, bitte, schnell hierher!

Und die zarten Hände der geliebten Gestalt führen den bestürzten Kavalier in Eile zu einer großen Glasthür, welche geöffnet wird.

— Warten Sie hier, bis ich Sie erlöse! klingts hinter dem aus allen Himmeln Gestürzten, dann wird die Thür zugemacht und der Herr Baron ist allein. —

Er sieht sich um.

Frische Luft, gemischt mit dem balsamischen

Duft von Topfgewächsen umströmt ihn, er befindet sich auf einem offenen Balkon.

Ein reizender Aufenthalt, ohne Zweifel, aber — unter solchen Verhältnissen? Es ist um rasend zu werden.

Jetzt bemerkt der unfreiwillige Einjährige, welchem durch die Glasthür der Blick in das soeben verlassene Zimmer vergönnt ist, wie die getreue Emmy erscheint und die Lampe, welche auf dem Tische steht, auslöscht.

— Es geschieht aus Vorsicht, murmelt der Baron, damit mich nicht etwa ein Strahl trifft und rekognosziert.

Sein Auge schweift durch den nunmehr dunklen Raum vor ihm, an dessen Ende eine breite Lichtspalte glänzt. Der Aristokrat weiß, es ist die Thür zum Salon, die ein klein wenig offen steht. Aber hinter dieser Thür, auf einem jener weichen Sessel, lehnt jetzt die robuste, kernige Figur seines gestrengen Obersten und — Adda lehnt wahrscheinlich dicht neben ihm. Dem unglücklichen Liebhaber tritt bei dieser Perspektive der Schweiß auf die Stirn.

Plötzlich, was ist das? Nein, es ist keine Täuschung, es — donnert.

Mit Sturmesschnelligkeit zieht über dem dachlosen Krieger ein Gewitter auf, ein Gewitter, verbunden mit einer Art von Wolkenbruch.

Der Baron Hellwig, umstrahlt von dem Zucken des Blitzes und betäubt mehr von der eigenen Wut als von den Donnerschlägen, ist in fünf Minuten

bis auf die Haut durchnäßt. In weiteren fünf Minuten gleicht er einem lebenden Wasserfall. Aber so kühl und wohlthätig auch das feuchte Element die Hitze in der Natur ringsum vertreibt, in der Brust des Verlassenen ist das Thermometer nicht gesunken.

Hier tobt die Glut ungekühlter Leidenschaft und lodert die ohnmächtige Wut des heimtückisch Gefangenen.

Und nun kommen sie, jene Bilder. Sie kommen Dank der großartigen Phantasie, über welche der Baron verfügt.

Er sieht sie, die zarte, schöne, verführerische Adda, welche er anbetet, er sieht den sieggewohnten Obersten und — er sieht Schlimmes.

— Hol's der Teufel, flucht der Ärmste, das halt ich nicht aus! Jetzt sitzen sie schon eine volle Stunde drin! —

Aber es wird später und später, der Einjährige klappert äußerlich vor Frost, während er innerlich versengen möchte, — da schlägt es von dem nahen Kirchturm zehn.

Noch immer glänzt dort der schmale Lichtstreifen aus dem Zimmer hervor, — der Oberst wird seinen Besuch auskosten. Erschöpft lehnt sich der geschlagene Cäsar an das zierliche Balkongitter und sieht in den Garten. Traumhaft ist es ihm, als stände er in dem Salon. Jener schmeichelnde Divan winkt und lockt geheimnisvoll, der Smyrna-Teppich flüstert mit seiner stillen, bestrickenden Stimme, er wolle

auch hübsch verschwiegen sein und es niemandem erzählen, — und —

—Ha!

Der Baron ruft es, er schreckt empor, — in diesem Augenblick verkündet die Turmuhr die elfte Stunde.

In dem Zustande einer geistigen Trunkenheit wird der Baron allmählich apathisch. Er sinkt auf einen Rohrsessel und starrt vor sich hin, seine Schläfe klopfen, sein Blut rollt und schlägt, — er spürt es nicht, unheimlich gehen seine Gedanken immer dieselben, eine, schreckliche Richtung.

Er weiß nicht, wie lange er so dasitzt.

Mit einem Male richtet er sich instinktiv auf, er fühlt, er ist krank, sehr krank, er hat nur noch einen Wunsch — nach Hause. Der Weg durch den Salon ist ihm zwar versperrt wegen seines Vorgesetzten, aber die Wohnung ist ja nicht hoch — es ist die erste Etage.

Mit der Kaltblütigkeit der Verzweiflung und der Resignation eines Mannes, der nichts mehr zu verlieren hat, läßt sich der fiebernde Jüngling am Balkongitter herab, er springt in den Garten, stolpert, fällt, richtet sich wieder empor und schwingt sich dann sicher wie ein Nachtwandler über die niedrige eiserne Gartenumzäunung.

— — — — — — — — — — — —

Am anderen Vormittag hatte sich der Baron in der Kaserne krank melden lassen. Bleich und übernächtig, mit tiefen Ringen unter den Augen, scheint

er es auch, wenigstens äußert etwas ähnliches der freundliche, teilnehmende Briefträger, welcher ihm soeben einen Brief überreicht.

Der Baron öffnet und liest:

— Geehrter Herr! Sie sprachen gestern schriftlich den Wunsch aus, ich möchte Ihnen demnächst für eine meiner Vorstellungen einen guten Platz reservieren und fügten zu dem Zweck 100 Mark bei. Indem ich das Geld einliegend zurückstelle, teile ich Ihnen mit, daß ich diesen Wunsch trotzdem erfüllt habe. Ich erlaubte mir, Ihnen gestern Abend eine Extra-Vorstellung zu geben. Ihren Herrn Oberst habe ich nicht die Ehre zu kennen, ich war die ganze Zeit über mit meinem Mädchen allein — ich spielte eine kleine Komödie, die Ihnen hoffentlich nicht weniger gefallen hat, als der Platz, den ich Ihnen dazu verschaffte. Einen besseren kennt der Zuschauerraum nicht, Sie hatten — Balkon. Ergebenst Adda! — — — —

Armer Baron! —

Steeple chase.

Um einen saisongemäß arrangierten Frühstückstisch saßen in lebhaftem Gespräch drei Personen, zwei Herren und eine Dame.

Es waren dies der ehemalige Rittergutsbesitzer Hohenhorst, seine Frau Helene und der Freiherr Leo v. Lasta, Kavalier à quatre épingles, Reservelieutenant und Hausfreund der Familie. Während der Unterhaltung, die sich um den Reichstag, um das Wetter und um andere interessante Themata drehte, sog Leo mit großer Behaglichkeit den Duft einer Cigarre ein, welche ihm sein gütiger Gastgeber kurz zuvor nach der letzten Auster offeriert hatte.

— Famoses Kraut, lieber Hohenhorst, darf man nach dem Preis fragen?

Der Gefragte griff in die Tasche, langte ein Portefeuille hervor und entnahm demselben eine Rechnung über gelieferte Cigarren, aus welcher er den Wissensdurst des andern befriedigte.

— Vielen Dank! Aber zeigen Sie doch, das ist ja ein reizendes Täschchen!

Leo hatte auf das Portefeuille gedeutet und jetzt richteten sich auch die Blicke der Gnädigen auf das-

selbe. In der That, es war ein sehr geschmackvolles Erzeugnis: Von Juchtenleder gearbeitet, zeigte es auf seiner Oberfläche einen in Galopp dahinsprengenden Jockey. Dieses Bild war erhaben ausgeführt und polychrom gehalten. Darunter standen in bunten Lettern die Worte: Steeple chase.

Herr Hohenhorst lachte befriedigt.

— Ja, auch mich bestach die originelle Enveloppe. Ich sah sie kürzlich in der Passage in irgend einem Schaufenster liegen und kaufte sie! —

Der Baron drehte nachlässig seinen Schnurrbart, Frau Helene klingelte nach dem Bedienten, um den Tisch abräumen zu lassen und der Hausherr steckte das bewunderte Portefeuille wieder zu sich. Darauf erhoben sich die beiden Herren, um in dem Arbeitszimmer des Familienvorstandes einige Klubangelegenheiten zu besprechen.

Als sich die Thür hinter ihnen geschlossen und der gallonierte Jüngling seine letzten Handreichungen mit gewohnter Geräuschlosigkeit gethan hatte, ließ Madame einen tiefen, aufrichtigen Seufzer hören und blickte noch immer auf die Stelle, wo der hohe, elegante Wuchs des Reservelieutenants hinter der Portière verschwunden war.

Sie legte die Hand auf ihr klopfendes Herz. Dann nahm sie von dem Büchervorrat, den ein geschnitztes Wandbrett darbot, das erste beste Werk heraus, blätterte zerstreut und unaufmerksam darin und stellte es wieder an seinen Platz. Schließlich ging sie unruhig im Zimmer hin und her, um end-

lich auf dem kleinen französischen Halbsofa auszuruhen, wo sie, den Kopf in die Hand gestützt, mehrere Minuten regungslos verharrte.

Sie war eine recht hübsche Frau, diese Helene Hohenhorst. Sie hatte ein schmales, blasses, überaus pikantes Gesichtchen, in welchem zwei große, schwarze Augen lebendig funkelten. Und dieser interessante Kopf saß auf einer aristokratischen Gestalt, die nicht groß, aber in jedem Fall anmutig und edel war.

Frau Helene hatte seit ihrer Heirat und seit sie durch den Reichtum ihres Mannes in der vornehmen Welt anfing eine Rolle zu spielen, immer viel Verehrer gehabt, jedoch die Schmeicheleien der Salonlöwen hatten sie nicht tiefer berührt, als der laue Wind, der in Sommertagen die Wange streift. Als aber Leo Lasta auf der parkettierten Bildfläche erschien, da lernte ihr Herz in einer neuen Taktart klopfen, deren beschleunigtes Tempo ihr in manchen Stunden Angst und Unruhe bereitete. Madame fühlte auch heute ihr inneres Gleichgewicht bedenklich erschüttert, und das war vielleicht der Grund, daß sie jetzt hastig aufstand und sich zum Ausgehen rüstete. Sie wollte den Freiherrn an diesem Tage nicht mehr sehen. — — — — — — — — — — —

Eine Woche später feierte Helene ihren Geburtstag. Unter den Glückwünschen und Geschenken, welche den Tisch zierten, befand sich auch ein prachtvolles Veilchenbouquet. Der Baron hatte es geschickt. Gegen Mittag kam er selbst. Im Laufe der Stunden fand er Gelegenheit, die Dame des

Hauses, die heut an ihrem Ehrentage sich doppelt liebenswürdig gab, allein zu sprechen.

— Die Veilchen, Gnädigste, flüsterte der gewandte Lebemann, sind meine Boten, die ich entsandt habe, um eine Frage an die schönste der Frauen zu richten! —

— Eine Frage? Das Geburtstagskind versuchte sehr erstaunt und außerordentlich ernst auszusehen.

— Eine Frage, wiederholte Leo, indem er sich zärtlich zu seiner Nachbarin herabbeugte. Er sprach darauf wenige hingehauchte Worte, aber sie waren voll von Leidenschaft.

Madame errötete bis unter den Saum, der ihren stolzen Nacken von der Außenwelt abschloß, und schwieg.

— Und Sie geben mir keine Antwort? Der Baron sagte es mit gepreßter Stimme.

— Nicht heut, nein, nicht heut, stammelte sie verwirrt. Da wurde sie aus dem Dilemma befreit. Andere Gäste rauschten ins Zimmer und enthoben sie vorläufig der weiteren Verteidigung ihrer stark angegriffenen Position. — — — — — — — —

Einen Tag später, der Frühling hatte sich gerade noch zur rechten Zeit darauf besonnen, daß der Kalender schon den Ausgang des März zeigte, war ein prächtiges Wetter, die ersten warmen Sonnenblicke nach dem Eis und Schnee der voraufgegangenen Wochen. Madame und ihr Gemahl hatten den Nachmittags-Kaffee getrunken und der Hausherr schickte sich an, einen Spaziergang zu machen.

Frau Helene öffnete in Gedanken das Portefeuille und bemerkte, daß es leer war. Doch nein, hier in der letzten Falte lag eine Karte. Madame zog dieselbe hervor und stieß gleich darauf einen Ruf der Überraschung aus. Diese Karte repräsentierte eine Photographie, das Konterfei einer jungen, bildschönen Dame in malerischer Stellung und ähnlicher Toilette. Das Original war ihr sehr wohl bekannt, es wandelte auf Erden unter dem Namen eines Fräulein Fernande und spielte auf den Brettern allabendlich mit solchem Feuer, daß die Funken bis in die ersten Rang-Logen flogen und die uniformierten Herzen daselbst erglimmen machten.

Madame wendete die Photographie um, ihre Züge waren aufs höchste gespannt. Auf der Rückseite standen, von zarter Damenhand geschrieben, folgende Worte: Von Deiner Fernande. Berlin, 1. 3. 85. —

Helene steckte die kleine Karte wieder in das Portefeuille und ließ dasselbe langsam in ihre Kleidertasche gleiten. Um ihre Lippen irrte ein wildes, nervöses Lächeln.

— Wir sind quitt, mein Herr Gemahl. Ich fürchte, das steeple chase ist Dir heut verhängnisvoll geworden! — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Tage waren alle guten Mächte mit dem Baron Leo im Bunde, oder alle bösen, wie man's nehmen will.

Herr Hohenhorst teilte seiner Frau mit, daß er

auf einige Tage verreisen müsse, und stieg bereits am Mittag ins Coupé.

Gegen neun Uhr kam der unternehmungslustige Reservelieutenant, um der Familie seine Aufwartung zu machen. Als er hörte, daß der Gemahl verreist sei, bat er, heute von niemand gestört, die schöne Frau um die Antwort auf die Frage, die er am Geburtstage an sie gerichtet hatte.

Wie diese Antwort ausfiel, spiegelte sich einige Stunden später auf dem Gesicht des Barons wieder, als er auf die Straße trat. Er hatte das Buch, worin seine Erinnerung die Siege über hübsche Weiber aufbewahrte, um ein interessantes Blatt bereichert. —

Frau Helene liegt an diesem Abend noch lange auf ihrem Lager. Sie kann nicht einschlafen, durch ihr Herz zuckt noch immer die süße Erinnerung. Und als sie endlich der Traumgott in sein Reich führt, da sieht sie im steeple chase einen kühnen Jockey daherfliegen, welcher bekannte, heiß geliebte Züge trägt, und dieser Jockey, so ist es ihr, kommt im Sturmlauf ans Ziel und sie selbst drückt ihm einen Kranz aufs Haupt, einen Kranz von feuerroten Blumen. — — — — — — — — — — —

Nach Ablauf der Zeit, welche Herr Hohenhorst für seine Abwesenheit bestimmt, traf er pünktlich wieder zu Hause ein. Seine Gemahlin kam ihm verändert vor.

Ihre Stimme, so oft sie zu ihm sprach, hatte einen merkwürdig harten Klang und auf ihrer sonst

klaren Stirn lag, so oft ihre Blicke sich kreuzten, eine kleine finstere Falte.

Am anderen Tage nach seiner Rückkehr saß Herr Hohenhorst mit Helene beim Abendbrot.

Plötzlich senkte Madame die Hand in ihr Kleid und sagte, indem sie aus demselben ein bekanntes Portefeuille hervorholte:

Hier, das fand ich unlängst auf Deinem Schreibtisch. Ich kenne zwar den Inhalt des Täschchens nicht, aber Du weißt, die Domestiken sind neugierig. Deshalb nahm ich es an mich.

Der Gemahl lachte mit einer großartigen Unbefangenheit.

— Dies Portefeuille, mein Kind, gehört mir schon längst nicht mehr. Ich schenkte es neulich dem Baron Leo, und der hat es an Deinem Geburtstage offenbar hier vergessen, denn an diesem Tage war es, wo er mir die Photographie seiner neuesten Acquisition zeigte, die der verliebte Jüngling in dem nämlichen Portefeuille aufbewahrte!

Madame erhob sich langsam und verließ schweigend das Zimmer.

Als sie späterhin wieder sichtbar wurde, sah sie ganz weiß im Gesicht aus, was ihr Gatte auf Rechnung einer etwas übertriebenen Pudertheorie schrieb.

Der Grund war indes ein anderer.

Ihre Seele war krank, denn ihre Leidenschaft hatte sich beim steeple chase das Genick abgestürzt.

Kindt, Aemil Reinhold

Coeur sticht Lose Karten aus verbotenen Spielen von Aemil [Reinhold] Kindt. (Inhalt: Qui pro quo. - Alte Bekannte. - Nicht um die Welt. - Dichtung und Wahrheit. - Die Kabinetphotographie. - Die goldene Schlange. - Colur sticht. - Sein Werk. - Demaskiert. - Das Pendant. - Bis aufs Haar. - Erkannt. - Die Konzertbekanntschaft. - Die Extra-Vorstellung. - Steeple

Berlin [1886]